



Das Westerbach-Blatt

19. Jahrgang

September bis November 2023

Zeitschrift des Fördervereins St. Nikolaus Niederhöchstadt





DER FÖRDERVEREIN UND DAS WESTERBACH-BLATT STELLEN SICH VOR

Der Förderverein

Ziel des **Fördervereins** ist die Förderung kirchlicher Zwecke durch die ideelle und finanzielle Unterstützung der Katholischen Gemeinde St. Nikolaus in ihren kirchlichen, sozialen und religiösen Belangen. Dies wird insbesondere durch die Beschaffung von Mitteln aus Spenden, Beiträgen, Zuschüssen, sonstigen Zuwendungen und weiteren erwirtschafteten Überschüssen sowie deren Weiterleitung und Verwendung zur Förderung verwirklicht.

Aufgabenbereiche des im Jahr 2000 gegründeten Fördervereins sind die **Kinder- und Jugendarbeit**, die **Seniorenarbeit**, der **Ökumenische Mittagstisch**, der Unterhalt der **Orgel** sowie verschiedene vom Verein organisierte kulturelle und gesellschaftliche Veranstaltungen in St. Nikolaus.

Wenn Sie Interesse haben, den Verein generell oder in einem dieser Bereiche aktiv zu unterstützen, können Sie ihm gerne beitreten. Das **Anmeldeformular** finden Sie auf der letzten Seite des Westerbach-Blatts.

Kinder- und Jugendarbeit

In der **Kinder- und Jugendarbeit** ist der Förderverein Träger der „Stadtteiloffenen Kinder- und Jugendarbeit“ und damit auch des **Jugendcafé** im Bürgerzentrum von Niederhöchstadt. Gleichzeitig unterstützt der Förderverein im Rahmen dieser Tätigkeiten die **Jugendcafé im Bürgerzentrum** Katholische Gemeinde St. Nikolaus. Auf Basis eines Kooperationsvertrages übernimmt die Stadt Eschborn die Personalkosten, der Förderverein die Sachkosten. Durch diese Zusammenarbeit wird für die Kinder und Jugendlichen unter anderem ein umfangreiches **Ferienspielprogramm** ermöglicht. Hierzu gehört auch die Förderung eines jährlichen **Zeltlagers** sowie die Unterstützung der **Sternsinger-Aktion** in der Gemeinde St. Nikolaus.

Pädagogische Leiterin der Kinder- und Jugendarbeit des Fördervereins ist seit 2017 die Sozialpädagogin Frau Antonella Battista. Gleichzeitig arbeitet sie in der nicht katechetischen Kinder- und Jugendarbeit der Gemeinde St. Nikolaus aus. Frau Gaby Krenzer übt im Auftrag des Fördervereins die Fachaufsicht über die Arbeit in der Kinder- und Jugendarbeit aus.

Seniorenarbeit

Ein weiterer Schwerpunkt der Aktivitäten des Fördervereins ist die Unterstützung der **Seniorenarbeit** in Niederhöchstadt. Das von Gertrud M. Rist geleitete **Westerbach-Café** wurde im Jahre 2004 als ökumenisches Projekt zusammen mit der Evangelischen Andreaskirche Niederhöchstadt ins Leben gerufen. Es ist ein offenes Angebot für alle Eschborner und vor allem für diejenigen Mitmenschen, die unseren Kirchen fernstehen.

Das Westerbach-Café ist heute in unserer Stadt zu einer festen Einrichtung für ältere Menschen geworden. Dienstags und freitags treffen sich Damen und Herren im Alter von 65+ aus Niederhöchstadt und Umgebung zum gemütlichen Beisammensein im Clubraum von St. Nikolaus, auf der



Südseite unterhalb der Kirche. Es gibt Getränke und Gebäck. Neben Gesprächen erwartet die Teilnehmer ein breites Programmangebot. Ausstellungen werden besucht und Besichtigungen organisiert. Dienstags werden meist Vorträge und gesellige Aktivitäten angeboten, freitags eher kulturelle Veranstaltungen. Während eines Jahres werden etwa 20 Vorträge, mehr als zehn kulturelle Veranstaltungen wie Opern-Besuche oder auch Konzerte im Pfarrsaal organisiert. Hinzu kommen Feiern zu Fasching, Weihnachten oder Silvester sowie Ausflüge und Wanderungen. Finanziert wird das Westerbach-Café vom Förderverein sowie von der Stadt Eschborn.

Ökumenischer Mittagstisch

Unter dem Motto „Gemeinsam statt Alleinsein“ bieten die Katholische Gemeinde St. Nikolaus und die Andreaskirche jeden Donnerstag um 12 Uhr einen **Ökumenischen Mittagstisch** in der Andreaskirche an. Unterstützt werden sie hierbei von der Stadt Eschborn. Für einen geringen Beitrag bereiten Helferinnen und Helfer beider Konfessionen ein komplettes Mittagessen in geselliger Runde vornehmlich für Alleinstehende und Senioren vor.

Träger des Mittagstischs seitens der Gemeinde St. Nikolaus ist, unter der Leitung von Frau Brigitte Dechent, der Förderverein. Frau Dechent wird von Frau Helga Peter und Frau Christa Rochell unterstützt. Der Mittagstisch erfreut sich einer hohen Akzeptanz; mit über 30 Gästen ist er mittlerweile an seine Kapazitätsgrenze angelangt.

Orgel und St. Nikolauskonzerte

Im Jahr 2000 fasste die damalige Pfarrgemeinde den Entschluss zum Kauf einer neuen **Orgel**, da das vorhandene Instrument nicht mehr zu restaurieren war. Da die Finanzierung der neuen Orgel nicht durch die Zuwendungen des Bistums Limburg gedeckt werden konnten, übernahm der Förderverein die organisatorische und finanzielle Umsetzung dieses Projekts. Die von Hardt-Organbau (gegr. 1820) in Weilmünster-Möttau bei Weilburg an der Lahn geschaffene Orgel konnte so dank der großzügigen Spenden der Vereinsmitglieder, der Stadt Eschborn, des hessischen Kultusministeriums und weiterer Gemeindeglieder am 1. Februar 2004 geweiht werden.

Die von den in St. Nikolaus tätigen Kirchenmusikern jährlich zusammengestellten **Konzertprogramme** zeigen die Klangfülle und Schönheit der Orgel. Aber auch interessante Partnerschaften mit Blechbläsern, Solisten und Chören bereichern das Programm. Damit stärkt der Verein das kulturelle Leben Eschborns in seiner Vielfalt.

Weitere kulturelle Veranstaltungen

Weitere kulturelle Veranstaltungen des Fördervereins sind die jährlichen **Benefizweiproben**, die **Vereinsfahrten** sowie die **Weintreffs** im Wechsel mit der Teilnahme am **Niederhöchstädter Markt**.

Über sämtliche Aktivitäten und die kulturellen Veranstaltungen des Fördervereins informieren wir rechtzeitig im Gemeindeteil von St. Nikolaus (www.heilig-geist-am-taunus.de), im Pfarrbrief und im Eschborner Stadtspiegel.

Das Westerbach-Blatt

Das **Westerbach-Blatt** ist die Zeitschrift des Fördervereins. Es erscheint vierteljährlich, und zwar jeweils am Anfang Dezember (Winter), März (Frühling), Juni (Sommer) und September (Herbst).

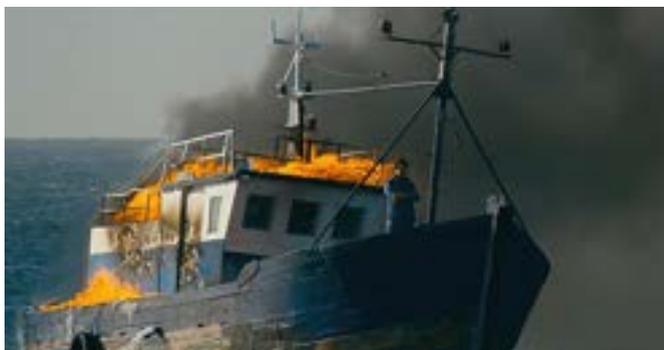
*Der Förderverein Katholische Kirchengemeinde St. Nikolaus e.V.
Metzengasse 6 65760 Eschborn – Niederhöchstadt*

Titelbild: Matthias Grünewald, Stuppacher Madonna, 1516 - 1519.

Liebe Leserinnen und Leser,

orangerot schlagen die Flammen um sich. Dichter Rauch färbt den Himmel schwarz. Ein abgetakeltes Boot kommt langsam näher. Wird das Feuer die Kapitänshütte verschlingen? Steht eine Explosion bevor? Da erst entdeckt man den Kapitän. Mit verschränkten Armen steht er im Bug. Er, der Künstler, schaut hinaus auf die See und tut – nichts. Wie wir, in Anbetracht der Flüchtlingsströme im Mittelmeer.

Adel Abdessemeds nachdenklich stimmendes Video empfängt die Besucherinnen und Besucher der „Art Unlimited“ in Basel. Der Titel des Werks „Iam Proximus Ardet“ stammt aus Vergils Aeneis: *Ucalegon*, einer der Ältesten von Troja, erkennt, dass die Stadt dem Untergang geweiht ist. Dessen Haus war von den Achäern in Brand gesteckt worden, als sie die Stadt plünderten. Es brennt und keiner reagiert.



Adel Abdessemed, *Iam Proximus Ardet* (2021), Filmstill.

Ortswechsel: Mehrere Länder, diverse Flugzeuge und Schiffe waren beim Auffinden des vermissten Tauchboots mit fünf Passagieren im Atlantik beteiligt. Das eindrucksvolle Engagement geht einher mit einem Mitfiebern der Öffentlichkeit – ganz im Gegensatz zum Schiffsunglück vor Griechenland vor einigen Wochen. Die Expedition des Tauchboots „Titan“ führte zur Tragödie – die fünf Extremtouristen überlebten nicht.

Es ist frappant, den gigantischen Aufwand, der für die Rettung der fünf Passagiere betrieben wurde, mit dem bei dem Unglück zu vergleichen, das sich Mitte Juni vor der griechischen Küste abspielte, als ein Fischkutter mit 750 Migranten an Bord kenterte. Etwa hundert Schiffbrüchige konnten gerettet werden, die meisten ertranken. Es war das schwerste Bootsunglück der vergangenen Jahre im Mittelmeer. Das Mitfiebern und die Identifizierung des Publikums mit den Passagieren ist offensichtlich bedeutend grösser als im Falle der Migranten, auch wenn die fünf ihr Abenteuer freiwillig eingingen, in vollem Bewusstsein des Risikos, und sogar noch teuer dafür bezahlten.

Die Frage stellt sich: Warum will eine Handvoll Milliardäre in die Untiefen des Meeres vordringen? Nur damit sie zum sehr kleinen Kreis derjenigen Menschen gehören würden, die das Wrack des vor mehr als 100 Jahren

untergegangenen Prachtschiffes mit eigenen Augen betrachten konnten?

Die Sinnfrage stellt sich in den Kreisen der Exklusivtouristen nicht. Sie unternehmen diese außergewöhnlichen Exkursionen, weil sie es sich leisten können. Eine Viertelmillion Dollar war den Teilnehmern diese einzigartige und risikoreiche Tauchfahrt wert. Sie haben in ihrem Leben meist schon alles erreicht, was für sie erstrebenswert erschien. Es muss aber noch etwas Größeres, noch Einzigartigeres geben. Bestimmt wären die fünf betuchten Abenteurer längst auf der Suche nach dem nächsten exklusiven Kick – wäre die Tauchfahrt gelungen.



In der Herbstausgabe 2023 des Westerbach-Blatts finden Sie keine „exklusiven Kicks“, aber hoffentlich nützliche und unterhaltsame Beiträge – so unter anderem über die Aktivitäten des Fördervereins während der letzten und der kommenden Monate. Die Fahrten zur Loreley und nach Würzburg sowie die Reise zu den Kykladen blieben bei den Teilnehmern in bester Erinnerung. Gleiches gilt für den am letzten Augustwochenende stattgefundenen Weintreff im Pfarrgarten von St. Nikolaus. Schon jetzt freuen wir auf zwei Nikolaus-Konzerte im September und Dezember 2023. Gesucht werden außerdem Helferinnen und Helfer für den ökumenischen Mittagstisch.

Der katholische Kirchenchor St. Nikolaus feierte im Juli sein Cäcilienfest mit den Ehrungen langjähriger Mitglieder. Auch hierzu ein kurzer Bericht.

In einigen Wochen beginnt der Herbst. Einige Gedanken sind an verschiedenen Stellen des Blatts zu finden. Berichte über die Region haben „Die Feige im Vordertaunus“ und „Römische Brunnen in Eschborn“ zum Thema. Die Rubrik Wissenswertes informiert über die „Stammutter der Windsors“ und enthält einige Rezepte. Weiterhin erfahren wir vieles „Über die Erfindung der Spätlese“ sowie über „SOS im Kühlschrank“. In einem weiteren Beitrag geht es um „Wilhelm von Humboldt und die Grenzen der Staatstätigkeit“. Weitere Beiträge beschäftigen sich mit der „Angelikastrasse 14“ und mit Fragen, „Warum wir Trost brauchen“ und „Warum es am Rhein so schön ist“. Einige Gedichte und kleine Erzählungen schließen sich an, unter anderem auch eine nicht ganz ernst gemeinte Rede zur „Geldentwertung“. Die Geschichten „Aus dem Leben gefallen“ und „Unser Küchentisch“ berühren uns besonders. Schließlich folgt eine kurze Betrachtung zum Bild „Der Abend“ von Caspar David Friedrich.

Die Reihe über den „Limes“ wird fortgesetzt und der „Historische Stadtkern von Berlin“ wird vorgestellt. Schließlich einige Informationen über die „Stuppacher Madonna“, den Maler „Neo Rauch“, das Buch „Der Osten: eine westdeutsche Erfindung“ und über „Pablo Casals“. Wie üblich berichten wir über einige kulturelle Ereignisse und Veranstaltungen in Eschborn, in Niederhochstadt und im Rhein-Main-Gebiet. Viel Vergnügen beim Lesen!

Wir wünschen Ihnen allen eine schöne Zeit!

Ihr Redaktionsteam



P.S. Danke an alle Vereinsmitglieder und die gelegentlichen (bekannten und unbekannt) Spenderinnen und Spender, die die Kosten für das Westerbach-Blatt mittragen!

DER FÖRDERVEREIN INFORMIERT

Die Loreley, der mythische Felsen am Rhein

Am 26. Mai 2023 organisierte der Förderverein von St. Nikolaus eine Busfahrt mit 45 Teilnehmern zur Loreley, dem sagenumwobenen Felsen im Oberen Mittelrheintal, dem Inbegriff der deutschen Romantik.



Blonde Jungfrau, das mythische Mädchen auf dem Loreleyfelsen.

Der Sage nach lebte auf dem Felsen ein wunderschönes Mädchen, das mit seinem Gesang die Menschen verzauberte und so manchem Schiffer auf dem Rhein die Sinne raubte. Nicht selten sollen hier die Seeleute mit ihrem Schiff an

der gefährlichsten Stelle des Flusses in den Wellen des Rheins versunken sein.

Die abgebildete neue Loreley-Statue steht auf dem Loreleyplateau hoch über dem Rhein auf einer der bekanntesten Aussichtsplattformen in Rheinland-Pfalz. Das gesamte Plateau wurde in den letzten Jahren künstlerisch neu gestaltet und ist ein Besuchermagnet von jährlich vielen tausend Touristen aus Nah und Fern.

Die Loreley ist ein Schieferfelsen ca. 130 m hoch unmittelbar vor der Stadt St. Goarshausen. Er überragt den schiffbaren Rhein an seiner tiefsten und engsten Stelle. Kurz oberhalb der Loreley verengt sich



Blick vom Felsen auf den Strudel mit der tiefsten Stelle im Rhein

das Rheintal von 300 m auf nur 145 m Breite. Der Fluss misst hier eine Tiefe von bis zu 25 m.

Schon in der Frühzeit sollen hier Menschen gelebt haben. Archäologische Funde, wie eine Steinaxt aus dem 3. Jahrtausend v. Chr., verweisen auf frühe Siedlungen am Flussufer. Schon ab dem 10. Jahrhundert wird der Loreleyfelsen in alten Schriften erwähnt. Der Name „Ley“ kommt aus dem Keltischen und bedeutet „Fels“.

Der eigentliche Mythos der Loreley wurde im Zeitalter der Romantik entdeckt. In einem Gedicht von Heinrich Heine aus dem Jahre 1824, das im Jahre 1837 von Friedrich Silcher vertont wurde, fand die wunderbare Rheinromantik ihren Ausdruck. Inspirator war Clemens Brentano mit seiner Sagenfigur Loreley.

*„Ich weiß nicht was soll es bedeuten,
Dass ich so traurig bin;
Ein Märchen aus uralten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.“*



Das Rheintal vor St. Goarshausen

Die Loreley liegt im Oberen Mittelrheintal, das im Jahre 2002 von der UNESCO zum Weltvererbetal ernannt wurde.

Begründet wurde die Rheinromantik in einer Ballade des Dichters Clemens von Brentano aus dem Jahre 1801 mit dem Text: „Zu Bacharach am Rheine, wohnt eine Zauberin...“

Alle Merkmale und Mythen der Romantik finden sich im Rheintal zwischen Bingen und Koblenz. Fast an jeder Flussbiegung befindet sich eine Burgruine, die das Herz jedes Romantikers höherschlagen und die Märchen, Mythen und Sagen der Vergangenheit wach werden lässt. Nur wenige Kilometer von der Loreley entfernt befindet sich die Burg Katz und einige Stromkilometer flussabwärts die kurtrierische Burg Maus. Auf der gegenüberliegenden Rheinseite erhebt sich die mächtige Burgruine Rheinfels, die nach ihrem Ausbau die größte Wehranlage im Mittelrheintal war und nur noch von der Festung Ehrenbreitstein in Koblenz übertroffen wurde. Nach einer

wechsellvollen Geschichte und standhaften Kämpfen gegen die Truppen Ludwigs XIV. wurde die Festung von französischen Revolutionstruppen erobert und gesprengt.

Während unseres Aufenthaltes auf dem Loreleyplateau konnten wir natürlich auch den hervorragenden Wein des Weinanbaugebietes Mittelrhein genießen. Das Gebiet Mittelrhein ist das drittkleinste deutsche Weinanbaugebiet mit überwiegend terrassenförmigen Steillagen. Die Kombination aus Mythen, Sagen und einer hervorragenden Weinkultur ist auch in unserer Zeit ein attraktives Kulturangebot unserer Heimat.



*Das Restaurant
Heilig Geist in Mainz – Eingang und Innenraum*



Der erlebnisreiche Tag endete mit einem gemeinsamen Abendessen im Restaurant Heilig Geist in Mainz, natürlich als Referenz für unsere Pfarrgemeinde.

Rainer Gutweiler

Unsere Reise zu den Kykladen

vom 5. bis zum 15. Juni 2023

Nicht nur eine, gleich drei Inseln in der Ägäis können sich mit dem Attribut „heilig“ schmücken. Sie umspannen dabei die Jahrtausende. Delos gilt als die Götterinsel der Alten, Patmos steht für das Mittelalter, Tinos für die Neuzeit. Zwei dieser „heiligen“ besuchten wir während unserer Reise zu den Kykladen – Tinos und Delos.

Das Reiseprogramm sah nach Ankunft in Athen und einer Mittagspause den Besuch des Archäologischen Nationalmuseums vor. Dort machte uns *Anastasia (Marangou)*, unsere Reiseleiterin und Archäologin, die wir von unserer Peleponnes-Fahrt vor einigen Jahren her schon kannten, mit der kykladischen Kultur vertraut. Im Athener Stadthotel angekommen war frühes Zubettgehen angesagt, das wir am nächsten Morgen schon sehr früh unser Fährschiff nach Tinos erreichen mussten. Die Fahrt vom Hafen Rafina an der Ostküste Attikas aus nach Tinos war beschaulich. Schon nach wenigen Stunden erreichten wir die heilige Insel der griechischen Orthodoxie, Tinos. Es ist mit knapp 200 Quadratkilometern drittgrößte Kykladen-Insel. Ihre Geschichte begann im Jahr 1822: Die Nonne Pelagia des Klosters Kechrovounion hatte mehrfach eine Vision, in der sie ganz deutlich am Rand des Haupt- und Hafenortes in einer Höhle ein Bildnis der Muttergottes sah.

Längst war in Vergessenheit geraten, dass dort einmal eine Kirche gestanden hatte, die abgebrannt war. Vermutlich hatten fromme Leute die wertvollste Ikone in den Felsen gebracht und gerettet. Die Nonne vertraute nach der dritten Vision die Geschichte ihrem Beichtvater an. Offenbar schilderte sie das sehr eindringlich, denn es wurden Nachforschungen angestellt. Man entdeckte tatsächlich in einer Höhle eine Marienikone, der wundertätige Kraft zugeschrieben wird. Schon 1823 wurde mit dem Bau einer Kirche für das Gnadenbild der Muttergottes begonnen.



Kirche der Evangelistria (jene, die die Gute Nachricht erhielt)

Der weiße Bau thront über der Fundstelle, 800 Meter vom Hafen entfernt. Er gilt seither als eines der

wichtigsten Pilgerziele in Griechenland. An den großen Marienfesten aber, am 25. März (Mariä Empfängnis) und vor allem am 15. August (Mariä Himmelfahrt, bei den Orthodoxen das Fest der „Entschlafung der Gottesmutter“) findet man auf der Insel kein freies Bett mehr. Die Nonne *Pelagia* wurde 1971 heiliggesprochen. Im gleichen Jahr erhielt die Insel den entsprechenden Titel. Pilgerziel war die Insel seit dem Auffinden der Ikone. Ihr Malgrund ist nicht mehr zu sehen. Über und über mit Perlen und Schmuck behängt, kann man die Maria nur ahnen oder glauben.



Im Inneren der Kirche der Evangelistra

Weitere Ziele in den nächsten Tagen waren die Inseln Naxos, Mykonos und das „heilige“ Delos, ein geistiges Zentrum der griechischen Antike. Auf Naxos besichtigten wir auf einer Halbinsel das Wahrzeichen von Naxos, das einzigartige Tempeltor aus dem 6. Jahrhundert vor Christus. Das gigantische Tor ist der einzige Überrest eines unvollendet gebliebenen Apollon-Tempels, der unter dem Tyrannen *Lygdamis* begonnen wurde. Von dort hat man einen einzigartigen Blick auf die Inselhauptstadt Chora mit der venezianischen Festung und der katholischen Kathedrale im Kastro.



Das auf einer Halbinsel vor der Stadt gelegene Tempeltor auf Naxos.

Mykonos und die „heilige“ Insel Delos besichtigten wir während einer Tagestour von Naxos aus. Besonders pittoresk sind die Ansichten auf Mykonos, einer wunderschönen, aber völlig überlaufenen Insel.



Mykonos mit seinen berühmten Windmühlen und Klein-Venedig



Delos, die „heilige Insel“, auf der der Legende nach die Titanin Leto den blonden Phöbus Apollo zur Welt brachte, war das religiöse und kulturelle Zentrum der Kykladen. Das Heiligtum, das bereits in der mykenischen Epoche der religiösen Verehrung gewidmet war, wurde im 7. Jh. v. Chr. erstmals eingerichtet. Die homerische Hymne an Apollo und Odysseus (ca. 700 v. Chr.) erwähnen Delos als berühmtes ionisches religiöses Zentrum. Zu dieser Zeit wurde die Gegend vom benachbarten Naxos beherrscht, das die Insel Delos mit Gebäuden und Widmungen wie dem Haus der Naxier, der kolossalen Apollon-Statue und der Löwenterrasse schmückte.



Die Löwenterrasse auf Delos

Im 6. Jahrhundert machte sich Paros für kurze Zeit künstlerisch bemerkbar. Seit der Zeit des Tyrannen *Peisistratos* wurde die Insel jedoch politisch und künstlerisch von Athen dominiert.

Von Naxos setzten wir mit dem Schiff zur Nachbarinsel Paros über. Besonders gut haben uns Parikia, der Hauptort der Insel gefallen, und die Hafenstadt Naoussa gefallen.



Die Panagia Ekatontapiliani in Parikia

Von Paros aus besuchten wir die Nachbarinseln Antiparos und Despotiko.



Auf Despotiko



Auf dem Kratersee von Santorini

Als Höhepunkt der Reise erreichen wir schließlich Santorini mit ihren Vulkaninseln. Auf einem Schiff fuhren wir über den Kratersee zur Nachbarinsel Thirassia und bestiegen den Vulkan auf Nea Komeni.



Zerborstene Treppe – in Akrotiri



Weinprobe mit phantastischem Ausblick

Am letzten Tag unserer Reise besichtigten wir die wieder eröffnete Ausgrabungsstätte Akrotiri, das Pompeji der Griechen. Nach einer vorzüglichen Weinprobe ging es mit dem Flugzeug von Santorini aus zurück nach Frankfurt.

Dr. Reimund Mink



Orgelkonzert in St. Nikolaus mit faszinierenden Meisterwerken der Orgelliteratur am Sonntag, den 24. September 2023, um 19 Uhr

Der Vorstand des Fördervereins von St. Nikolaus lädt Sie sehr herzlich zu einem außergewöhnlichen Orgelkonzert mit dem



Bildnachweis: Stefan Viegelahn

Frankfurter Hochschulprofessor *Stefan Viegelahn* ein. Nach Kirchenmusikertätigkeiten in Stuttgart, Hamburg und Ahrensburg unterrichtete er von 2007 bis 2009 am Kirchenmusikalischen Institut der Hochschule für Musik und Theater in Leipzig künstlerisches Orgelspiel und Improvisation. An der Hochschule für Kirchenmusik in Heidelberg unterrichtete er von 2012 bis 2017 künstlerisches Orgelspiel. Im Jahr 2016 wurde er als Professor für Kirchenmusik mit Schwerpunkt Orgel improvisation an die Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Frankfurt am Main berufen. Dort ist er als Ausbildungsdirektor für den Studiengang Kirchenmusik verantwortlich.

Das Programm wird von Prof. *Viegelahn* mit der **Fantasie f-moll (KV 608)** von *W. A. Mozart* eröffnet. Neben Sinfonien, Klavierwerken und Messen hat *Mozart* mehrere Auftragswerke für einen Orgelautomaten in einem Wiener Kunstkabinett erschaffen; dennoch können die Werke auf einer großen Orgel dargeboten werden und entfalten gerade bei KV 608 eine reiche Klangfülle. Moderne Literatur wird mit einer **Sonate** des russischen Komponisten *Viktor Suslin* vorgestellt.

Im Anschluss erklingen **neun Stücke op. 129** von *Max Reger*. Die teils kurzen Stücke der Sammlung können als Beispiel seines Spätstils angesehen werden, der sich durch eine Auflockerung des Satzes und der souveränen Handhabung des Harmonischen auszeichnet. Die Nikolaus-Orgel ist durch ihre Disposition mit dem Schwellwerk des 3. Manuals gut geeignet, die *Regersche* Musik authentisch darzustellen.

Als Abschluss des Orgel-Recitals von Prof. *Viegelahn* erklingt ein **französisches Oeuvre** von *Louis Vierne*, dem langjährigen Organisten der Kathedrale Notre Dame in Paris. Alle Orgelkompositionen *Viernes* sind während seiner Amtszeit in Notre Dame entstanden, auch der reiche Schatz seiner sechs Orgelsinfonien. Aus der **Sinfonie Nr. 6** wird das Finale vorgestellt, ein insgesamt sehr rhythmisches Stück, von einem Paukeneffekt im Pedal begleitet und von außerordentlicher Kraft. Eine Gelegenheit, die Orgel in vollem Glanz zu hören.

Nach dem Konzert sind wieder alle Gäste zu einem Umtrunk in den Pfarrsaal eingeladen. Der Eintritt ist

frei; der Vorstand des veranstaltenden Fördervereins von St. Nikolaus bittet am Ausgang der Kirche um großzügige Spenden zur Fortführung der Kirchenmusik an St. Nikolaus.

Ralf Weber

St. Nikolauskonzerte 2023

Der Vorstand des Fördervereins der St. Nikolausgemeinde lädt alle Gemeindemitglieder, Interessierte und Freunde der musica sacra zu den Konzerten im Jahr 2023 ein. Die Veranstaltungen finden bei freiem Eintritt statt. Spenden für die kirchenmusikalische Arbeit in der Gemeinde sind gerne erbeten.

Sonntag, 24. September 2023, 19.00 Uhr

Faszination Orgel

Meisterwerke der Klassik und Romantik
Prof. Stefan Viegelahn, Orgel, Frankfurt/Main

Sonntag, 3. Dezember 2023, 17.00 Uhr

Hört, es singt und klingt mit Schalle

mit Werken u. a. von
Cornelius, Humperdinck, Händel und Janca
Stefanie Schaefer, Mezzosopran
Helge Brendel, Orgel

Der ökumenische Mittagstisch in Niederhöchststadt sucht „Nachwuchs“

**Liebe Vereinsmitglieder,
liebe Leserinnen und Leser des Westerbach-Blatts,**

Sie kennen den ökumenischen Mittagstisch in Niederhöchststadt? Der wöchentliche Treffpunkt für ein leckeres Mittagessen im Kreis netter Menschen in den Räumen der Andreaskirche, nach dem Motto „Gemeinsam statt Allein sein“. Hier kochen im Wechsel ehrenamtlich ein evangelisches und ein katholisches Team.

Leider sind aus dem katholischen Team inzwischen einige Helferinnen und Helfer aus gesundheitslichen Gründen ausgeschieden. Wir suchen daher neue Mitstreiter.

Was muss ich tun? Es fällt alles an, was auch zu Hause bei der Vorbereitung eines Mittagessens zu tun ist: Gemüse oder Salat schnipseln, kochen, Tische decken, servieren, abräumen, spülen und aufräumen. Bringen Sie sich in das Kochteam ein, das Ihnen am meisten zusagt. Sie benötigen kein Kochdiplom, nur Freude an gemeinsamer Tätigkeit für Andere und mit Anderen.

Haben Sie an dieser Beschäftigung Interesse? Dann geben Sie sich einen Ruck und melden Sie sich. Die Tätigkeiten bedeuten nicht nur Arbeit, sondern auch Vergnügen. Denn sie sind mit anderen engagierten und netten Menschen zusammen.

An wen kann ich mich wenden, wenn ich weitere Informationen möchte? Sie können gerne Frau Brigitte Dechent anrufen. Ihre Telefonnummer ist: 06173-62798. Sie und auch wir würden uns über ein reges Interesse freuen.

Mit freundlichen Grüßen

Der Vorstand





15 JAHRE



Am 29. September 2023 feiert das Westerbach-Café sein 15-jähriges Jubiläum.

Ort: Pfarrsaal St. Nikolaus
Uhrzeit: 15:00 Uhr

Wir haben folgendes Programm geplant:

- Begrüßung
- Festvortrag Reinhard Birkert
- Musikalische Einlage am Klavier Ralf Weber
- Gemütliches Beisammensein mit Imbiss

Rainer Gutweiler



Ein Herbsttag im Taunus



3. Niederhochtälder Weintreff

26. und 27. August 2023

Im Pfarrgarten der kath. St. Nikolauskirche Niederhochtadt

Programm

Samstag 26. August

Eröffnung des Weintreffs um 16.00 Uhr

17.00 Uhr

Die international ausgezeichnete Zauberkünstlerin Michelle Spillner präsentiert Ausschnitte aus ihrer Solozaubershow: "Alles Lüge – echt wahr!" Anschließend überbringt die Sonnegauer Weinkönigin die Grüße des Winzervereins.

◆ ◆ ◆ ◆

Sonntag 27. August

12.00 Uhr – 17.00 Uhr

Kommen Sie vorbei und genießen unsere Auswahl an Pfälzer Weinen. Mitgebrachte Speisen können verzehrt werden.

Zugang zum Veranstaltungsort:

Von der Kirchgasse oder vom Uferweg am Westerbach (Skulpturenpark)

Veranstalter:



Der Eintritt ist frei.

3. Niederhochtälder Weintreff 2023

„In Vino Veritas“

Wenn man danach fragt welches Sprichwort oder welcher Spruch jemandem zum Thema Wein einfällt, dann kommt meist als eine der ersten Antworten: „In vino veritas“ – „Im Wein liegt die Wahrheit“. Kaum ein anderes Zitat in Sachen Wein hat eine derartige Berühmtheit erlangt und ist so alt wie dieses. Obwohl es im lateinischen Sprachgebrauch gar nicht lateinisch ist, sondern griechisch (seinen Ursprung verdankt es dem griechischen Dichter **Alkaios von Lesbos**) und erst durch römische Übersetzungen Eingang in den allgemeinen Sprachgebrauch gefunden hat.



Auch in diesem Jahr lädt der Förderverein der kath. Kirchengemeinde St. Nikolaus, Niederhochtadt, traditionell am letzten Wochenende im August, zu einem Weintreff im Pfarrgarten der Kirche ein. Diesmal steht der Weinausschank ganz im Zeichen des Pfälzer Weins. Das über 80 km lange Anbaugebiet liegt zwischen dem Pfälzer Wald und der Rheinebene und grenzt im Süden an das Elsass. In einem der wärmsten deutschen Anbaugebiete angebaut, zeichnen sich pfälzische Weine durch Körper und Volumen aus. Der qualitative Schwerpunkt liegt eindeutig auf der Mittelhaardt mit strukturierten, feinen und eleganten Weinen, deren Sorten besonders durch den Riesling verkörpert werden und die zu den bemerkenswertesten deutschen Anbaugebieten zählt.

Bei den Weißweinen ist, neben den Standardorten **Riesling, Weiß- und Grauburgunder**, ein **Chenin Blanc** eine alte französische Rebsorte von der Loire, im Auzschank. Auch ursprünglich aus Frankreich stammen die Rotweinsorten **Cabernet Sauvignon**, einer der Basissorten für die berühmten Bordeaux-Cuvées, und ein ursprünglich aus dem Rhonetal stammender **Syrah**. Beide zählen zu den edelsten Weinsorten der Welt. Bedingt durch das milde Klima sind alle drei in der Pfalz inzwischen heimisch geworden und erfreuen sich steigender Beliebtheit.

Anknüpfend an die Tradition unseres von 2013 bis 2019 stattgefundenen, beliebten Kultur- und Weinfests haben wir uns entschlossen, auch wieder etwas Unterhaltung zu bieten. Am Samstag hat sich die international ausgezeichnete **Zauberkünstlerin Michelle Spillner** mit ihrem reichhaltigen Programm angesagt. Im Anschluss daran wird die **Sonnegauer Weinkönigin** die Grüße des Winzervereins überbringen.

Für den Sonntagnachmittag konnten wir die **Kronberger Laienspielschar** in einer kleinen Besetzung für ein Programm mit Mundartliedern und regionalen Gedichten gewinnen.

Herzliche Einladung ein paar schöne Stunden zum Genießen unserer sorgfältig ausgewählten Weine in gepflegter Umgebung am Westerbach zu verbringen.

Eschborn-Niederhochtadt: im August 2023

RUND UM ST. NIKOLAUS

Katholischer Kirchenchor St. Nikolaus

Am 8. Juli 2023 feierte der Katholische Kirchenchor St. Nikolaus sein Chorfest. Bei dieser Gelegenheit wurden zwei langjährige aktive Mitglieder des Chors geehrt. Das Fest begann mit dem Gottesdienst um 18 Uhr, in dem der Chor die Messe mit einigen Musikbeiträgen feierlich gestaltete.

Danach trafen sich die Chormitglieder mit ihren Angehörigen im Pfarrsaal zu einem fröhlichen Beisammensein. Die Vorsitzende, *Edda Best*, begrüßte die Gäste. In Vertretung des Bürgermeisters war die Erste Stadträtin *Bärbel Grade* gekommen. In ihrer kurzen Ansprache ging sie auf die große Bedeutung der ehrenamtlichen Tätigkeit im Rahmen der kulturellen Aktivitäten in Eschborn ein.

Im Rahmen der Feier wurden *Christa Rochell* und *Helga Peter* für ihre langjährige Zugehörigkeit im Kirchenchor geehrt. *Christa Rochell* singt schon seit 50 Jahren, *Helga Peter* seit 25 Jahren im Chor.



Die Vorsitzende des Kirchenchores, *Edda Best*, zusammen mit den beiden Geehrten, *Christa Rochell* (li.) und *Helga Peter*



Die Erste Stadträtin *Bärbel Grade* und die Vorsitzende des Kirchenchores *Edda Best* im Dialog



Christa Rochell



Helga Peter

SCHENK UNS DEINE STIMME!

Wir suchen neue sing-begeisterte Mitglieder!

Katholischer Kirchenchor
St. Nikolaus Niederhöhnstadt

- 🎵 Musikalische Gottesdienstbegleitung
- 🎵 Traditionelles und zeitgenössisches christliches Liedgut
- 🎵 Stimmbildung in jeder Probe
- 🎵 Gemeinschaft und Geselligkeit inklusive
- 🎵 Alle sind herzlich willkommen, gleich welcher Konfession
- 🎵 Schnuppern ist möglich

Im Novembergrau

Maria Stiefl-Cermak

Der November ist der graue Monat. Es ist nicht zu übersehen, kein Monat ist so prädestiniert für das Grau wie der November. Er ist so gefärbt, weil seine ganze Umwelt so aussieht, weil nichts mehr übrig geblieben ist von der reichen Farbskala des Sommers und der goldenen des Oktobers. Um diese Zeit sind schon alle Farben verbraucht. Die Natur hat sich demütig in dieses schmucklose, freudlose Grau gehüllt und meistens sogar verhüllt.

Alles ist Grau in Grau: die Morgennebel, die über die leeren Felder und Wiesen ziehen und die Menschen schemenhaft erscheinen lassen. Und die schwach gewordene Sonne, die vom Nebel fest umklammert wird, und die Bäume, deren traurige Konturen wie mit einem erhobenen Zeigefinger dastehen, sehen grau aus.

Farblos sind im November die Seele des Menschen und sein Gemüt. Nicht umsonst liegen Allerheiligen, Allerseele, Volkstrauertag und Toten-sonntag dann, wenn der Mensch an seine Endlichkeit erinnert wird, im November. Jemand sagte einmal, dass Grau eigentlich keine Farbe sei, sondern ein Zustand. Es könnte stimmen, denn es ist auch die Farbe der Trostlosigkeit und der Armut. Wenn im November die grauen Nebel fallen und die

Welt in eine trübe Atmosphäre versinkt, nehmen wir die Lebensspuren nur noch sehr fern und leise wahr.

Der Schriftsteller Günter Eich hat in seinen „Variationen über eine Novemberlandschaft“ dieses Grau ganz präzise benannt, als elementares Abschiednehmen, als Heimweggedanken und als schemenhaftes Wahrnehmen. Im November wird dann die Landschaft von der farblosen Strenge gegängelt. Ein bisschen sieht sie aus, als hätte sie ein Gouvernantenkleid an.



Grau in grau im Hochtaunus

Einmal, im November, sah ich in Sizilien die Stadt Enna. Zwar war sie von kräftigem Abendrot umgeben, doch schmiegte sie sich ins intensive Grau der Felsen. Von weitem war sie mit diesem Farbton bereits eine Symbiose eingegangen.

Der Dichter Theodor Storm dichtete einst über die "Graue Stadt am Meer". Er erzählt da von einem grauen Farbgewand, von grauen Herrensitzen und kleinen Fischerkaten, die sich bescheiden in die graue Erde drücken.

Selbst die farbenfrohen Gestecke, die auf den Gräbern liegen, sind an den Nachmittagen, wenn der erste Frost ihre Schönheit zerstört hat, nur noch grau.

Es gibt aber auch ein vornehmes, feierliches Grau. Das ist die wunderschöne, fächerartige Silberdistel. Grau ist auch der elegante Kranich. Unauffällig, aber wichtig, stellt sich die „graue Eminenz“ dar. Schlichte,

adelige Vornehmheit.

Aber bei dieser farblosen Novemberwand lässt sich ahnen, dass dahinter etwas anderes ist, was uns die Natur im Frühling wieder zurückgeben wird: Eine herrliche bunte, frohe Farbskala, die uns zu Neuem beschwingt, mit dem Dichter Gottfried Keller zu sagen: „Trinkt, o Augen, was die Wimper hält. Von dem goldenen Überfluss der Welt.“

Hildegard Lincke

Die Feige fühlt sich im Vordertaunus wohl

Unser Weinbauklima bringt die Früchte des Mittelmeerraumes auf unsere Felder.

Feigen sind in der Regel eine Frucht, die wir mit dem Mittelmeerraum in Verbindung bringen. Tatsächlich findet hier der größte kommerzielle Anbau der Feige statt. Die Vermarktung der Feige geschieht überwiegend als Frischverzehr oder im getrocknetem Zustand. Auch in Deutschland gehört die Feige zu einer beliebten Delikatesse. Sie ist gesund und beinhaltet viele Spurenelemente.

Die Feige zählt zu den ältesten Kulturpflanzen. Die Feige ist zudem die erste namentlich erwähnte Pflanze/Frucht in der Bibel (Garten Eden). Die Frucht zählt man zum Steinobst. Eigentlich sind die Feigen keine Früchte, sondern ein Fruchtverband. Die „Einzelteile“ schmecken wir auch. Die Haus- oder Ess-Feige („Echte Feige“) besitzt nur weibliche Blüten. Diese Sorte zählt zu den „jungfernfrüchtigen Feigensorten“; sie bilden ihre Frucht ohne Bestäubung aus.



Früchte an einem Feigenbaum in einer Obstanlage in Niederrhöchstädt. Sie sind schon stark entwickelt.

Bei uns gibt es keinen kommerziellen Anbau. Aber die Feige erobert unsere Kulturlandschaft. In der geschützten Lage des Vordertaunus, am Fuße des Altkönigs, haben wir ein mildes Weinbauklima. Das liebt die Feige. An den Boden ist sie anspruchslos, benötigt aber

genügend Wasser. Gerade nach dem milden Winter sind die Früchte schon hervorragend entwickelt. Wir leben schon in einer klimatisch gesegneten Region.

„Im letzten Jahr“, so Reinhard Birkert, „haben wir von einem kleinen Baum gut 12 kg geerntet“. Die Ernte konzentriert sich auf den Sommer und auf den Herbst. Der Feigenbaum produziert ab Juni/Juli ständig Früchte. „Da die Früchte nicht lange aufgehoben werden können, haben wir viele Gläser Feigenmarmelade gemacht“, so Reinhard Birkert.

Es wäre sicher lohnend - das Klima haben wir dazu - ein Feldgrundstück mit winterharten Feigen zu bepflanzen. Im Hausgarten sollte die schmackhafte und gesunde Frucht nicht fehlen, zudem ist sie ein Blickfang für jeden Garten.

Kleine Hausapotheke: Die Milch in den Blättern hilft bei Mückenstichen und dient zur Bekämpfung von Warzen. Ähnlich wie die weiße Milch in der Wurzel des Löwenzahns (hessisch: Kettenbüsche).

Reinhard Birkert

Römische Brunnen in Eschborn

Im Zuge der Erschließung des Baugebietes „Dörnweg“ in Eschborn wurden 1993 zwei römische Brunnen angeschnitten. Glücklicherweise wurde der Verfasser sofort über den Fund informiert und konnte sich vor Ort ein Bild von der Fundsituation machen. Im Wege einer Notbergung konnten aus beiden Brunnen aus dem Grundwasserbereich diverse Sedimentproben entnommen und sichergestellt werden. Außer dem verfestigten, aber noch feuchten Schlamm, konnten auch noch zwei Kiefernholzer von Teilen der Brunneneinfassung geborgen werden. Diese erwiesen sich später für die Datierung besonders wichtig.

Der eine Brunnen reichte bis in ca. 3 Meter Tiefe, war mit Holz eingefasst und hatte eine Breite von ca. 74 cm. Dicht neben dem Brunnen fanden sich Reste eines hölzernen Brunnentroges.

Die geborgenen Sedimentproben waren durchsetzt u. a. mit Scherben, Knochen und pflanzlichen Resten, besonders mit zahlreichen Pflanzensamen. Teilweise waren auch Dachziegelreste im Schlamm zu finden, die evtl. von einer Überdachung des Brunnens her stammen könnten.

Durch die dendrochronologische (Untersuchung auf der Basis der Jahresringe im Holz) und die C 14-Datierung der Holzfragmente konnten diese in das Zeitfenster ca. 160 n. Chr. bestimmt werden. Dies dürfte in etwa der Zeitpunkt der Errichtung der beiden Brunnen gewesen sein. Die Brunnen wurden später verfüllt. Da in den oberen Schichten römischer Schutt, durchsetzt mit römischen Scherben, gefunden wurde, darf man davon ausgehen, dass die Brunnen bereits in römischer Zeit aufgelassen und verfüllt wurden.

Nun zum Ergebnis der (archäo-)botanischen Untersuchung der geborgenen Sedimentproben. Die wissenschaftliche Analyse durch die Archäobotanikerin *Dr. Angela Kreuz* von der Kommission für Archäologische Landesforschung in Hessen ergab eine Fülle von pflanzlichen, aber auch tierischen Überresten, die sich im feuchten Schlamm der Brunnen erhalten hatten. Von besonderer Aussagekraft waren die Unmengen von Samen und Pflanzenteilen die, unter Luftabschluss, ausnahmslos gut erhalten und daher besonders leicht einzuordnen waren.

7.742 bestimmbare einzelne Samen und Früchte konnten festgestellt werden, die 97 verschiedenen Pflanzen zugeordnet werden konnten. Man kann unterstellen, dass diese nicht in den Brunnen gelangten, als er noch aktiv zur Wasserversorgung diente. Eher ist anzunehmen, dass zu späterer, aber immer noch in römischer Zeit, der Brunnenschacht als Latrine

Verwendung fand und die Samen und Früchte mit den menschlichen Ausscheidungen in den Schacht gelangten.

Die exakte Auswertung der Samen ergab, dass man bereits in der römischen Epoche, zahlreiche heute noch bekannte Pflanzen hier angebaut hat. Neben den Getreidearten Weizen, Roggen, Dinkel und Hirse wurden auch Lein und Mohn angebaut. In den Nutzgärten fanden sich Sellerie, Dill, Koriander, Bohnenkraut, Melonen, Feigen, Pflaumen, aber auch Äpfel, Birnen, Süßkirschen, Weinreben und Nüsse.

An Nutztieren konnten durch die Knochenfunde in den Brunnen Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine und Pferde nachgewiesen werden. Es fanden sich auch Fischreste in einem Brunnen, was darauf hindeutet, dass die Bewohner der Siedlung Fische eventuell im nahe gelegenen Westerbach gefangen haben könnten.

Was kann man anhand der in den Brunnensedimenten gefundenen Relikte auf die römische Siedlung auf dem Gelände des Neubaugebietes „Dörnweg“ schließen? Wir wissen, dass ganz in der Nähe

der beiden Brunnen eine römische „villa rustica“ (Bauerngehöft) gestanden hat, die vor einigen Jahren von Archäologen ausgegraben wurde. Es ist anzunehmen, dass die beiden Brunnen im Zusammenhang mit dieser nachgewiesenen römischen Siedlung stehen, die in das 2./3. Jahrhundert nach Chr. datiert wird.

Solche Bauernhöfe gab es in einer ganzen Anzahl in unserer Gegend. Der fruchtbare Boden bot eine gute Gelegenheit Getreide und andere Feldfrüchte anzubauen, die für die Soldaten, die in den Kastellen am nahe gelegenen römischen Limes stationiert waren, als Nahrungsgrundlage dienten.

Die Datierung in das zweite nachchristliche Jahrhundert passt in die Phase, als in unserer Gegend das römische Militär herrschte und zahlreiche Bauernhöfe zu dessen Versorgung dienten.

Gerhard Raiss

P.S.: Leider gibt es von den Grabungen keine Bilder. Die Umstände der Bergung von Sedimentproben waren äußerst unständig und die Zeit zur Bergung betrug nur wenige Stunden.



Ein Herbsttag im Vordertaunus

Wichtige Adressen für Senioren in Eschborn und Umgebung

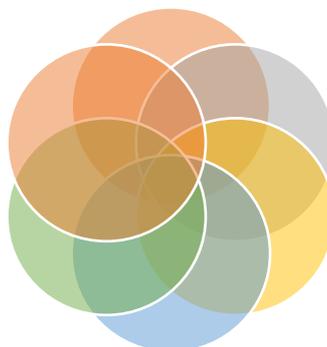
Diakoniestation
Eschborn / Schwalbach
Hauptstraße 18-20
65760 Eschborn
Telefon 06196 9314849

Sozialzentrum für Familien-,
Kranken- und Altenpflege
e.V.
Hauptstraße 426
65760 Eschborn
info@
sozialzentrumeschborn.de

Senioren- und Wohnraumberatung
(Sprechstunden und Hausbesuche) Stadt Eschborn
Maessen Telefon 06196 490343
Kacar Telefon 06196 490857

Arbeiter-Samariter-Bund
Unterortstraße 65
65760 Eschborn
Telefon 06196 50400

Haus Amun-Re
Senioren-Tagespflege
Eckenstraße 1
65760 Eschborn
Telefon 06196 773295



12. 5. 1936 an einen Jubilar

Karl Valentin
Telefon 25599

München, den 12. Mai 1936
Mariannenpl. 4/II

Herrn
Gottweich Färber,
MÜNCHEN.
Arcisstr. 6

Soeben las ich schon vor einigen Tagen, dass Sie 40 Jahre alt geworden sind. Es ist kleinlich von Ihnen, wenn Sie meinen, dass Sie das allein fertig gebracht haben so alt zu werden, da sind schon ganz andere als Sie 40 Jahre alt geworden. Denken Sie bitte an die 80-Jährigen, die sind doppelt so alt als Sie. Was sind schon 40 Jahre!!

Vierzig Jahre, heißt es in der Bibel, sind das schönste Mannesalter, da bin ich anderer Meinung. Das Alter braucht nicht schön zu sein, der Mann soll schön sein, nicht das Alter. Glauben denn Sie, unter uns gesagt, dass Sie ein schöner Mann sind, haha!! ein schlanker Mann ist niemals schön. Schön sind nur die männlichen Männer.

Ich habe es ja nicht gerne mit Freunden verglichen zu werden, aber was Männlichkeit und Schönheit anbelangt, sind wir ja bekannterweise Doppelgänger.

Aber zur Sache: Wie kommen sie denn eigentlich dazu 40 Jahre alt zu werden, ist das Vererbung, weil Ihr Herr Vater auch so alt geworden ist oder ist das eine Extraveranlagung von Ihnen. Ich habe Sie Beide viel älter geschätzt – man spricht sogar davon, nicht Ihr Vater, sondern Sie hätten den Krieg 1870/71 noch als Landsturmann mitgemacht. Ein weiteres Gerücht zirkuliert in München, Ihr Vater sei nicht Ihr richtiger Vater, sondern Ihr Stiefvater und er sei zu Ihnen nur immer stief gewesen.

Nach Ihrem „liederlichen“ Lebenswandel, den Sie bis heute führten, müssten Sie eigentlich ein grosser Sänger sein. Zu Bedauern ist nur das eine an Ihnen, dass Sie als 200facher Hausbesitzer selbst nur in einem Haus wohnen können und soweit ich Sie und Ihre Familie kenne, sind Sie selbst bei Ihnen mit dem Mietpreis schon einige Monate im Rückstand, Pfui! Wann werden Sie zu Ihrem Gelde kommen? Glauben Sie mir, dass solche Sachen in der Arcisstrasse böses Blut machen.

Nochmals auf Ihren hochgeschätzten Geburtstag zurückgreifend, ziehe ich vor, statt Ihnen mit einem kleinen Geldbetrag unter die Achseln zu greifen, Sie mit einem Bildnis meiner Wenigkeit unter Weglassung der 3 üblichen Böllerschüsse zu übersenden zu wollen. Möge das kleine Geschenk bei Ihnen helle Freude der Tränen aus Ihren geschätzten Augen auslösen, möge das Bild ferner und in aller Zukunft das Glück und das stete Tagesgespräch in Ihrem teuern Heim sein. Zum Schluss aber will ich doch in allem Ernst Herrn Färber jun. alles Gute zu seinem Geburtstag wünschen. Ich habe es noch nicht vergessen, dass Sie mir, genau wie Ihr Herr Vater, schon einmal einen schönen Freundschaftsdienst erwiesen haben und bin deshalb

heute noch
Ihr dankbarer
Karl Valentin
Herzliche Grüße an die ganze Familie nebst Köchin.

*Aus: Karl Valentin,
Das große Lesebuch (Fischer Klassik)*

WISSENSWERTES

Die Stammutter der Windsors und St. Wendel

Weit verzweigt waren die verwandtschaftlichen Beziehungen der europäischen Herrscherhäuser am Vorabend des Ersten Weltkriegs. „So gesehen erscheint der Ausbruch des Krieges im Jahr 1914 eher als Höhepunkt einer Familienfehde“, schreibt der australische Historiker Christopher Clark in seinem Bestseller „Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog“ britisch-halbtrocken. Natürlich meint das der in England lebende Historiker nicht so ernst. Dennoch: Kaiser Wilhelm II. und King George V. etwa waren Vettern, beide Enkel-söhne von Queen Victoria. Victoria ihrerseits war mit Albert von Sachsen-Coburg und Gotha vermählt, dem zweiten Sprössling der unglücklichen und geschiedenen Ehe zwischen Ernst I. von Sachsen-Coburg-Saalfeld (ab 1826 Sachsen-Coburg und Gotha) sowie Luise von Sachsen-Gotha-Altenburg. Das kurze und tragische Leben dieser Herzogin Luise, die von ihrem Mann nach St. Wendel verbannt wurde, sollte in dieser kleinen Stadt, fern der Heimat und getrennt von ihren beiden Söhnen, noch einige Momente des Glücks für sie bereithalten.

Groß war die Freude, als Luise am 21. Dezember 1800 als erstes und einziges Kind des Herzogs Emil Leopold August von Sachsen-Gotha-Altenburg und Charlotte von Mecklenburg-Schwerin im Schloss Friedenstein in Gotha das Licht der Welt erblickte. Allerdings währte der Jubel im Fürstenthaus nur kurz, denn zwei Wochen nach der Geburt starb die Mutter. In den Lebenserinnerungen der Malerin Luise Seidler, die 1811 am gothaischen Hof weilte, wird die junge Luise als „lebhaftes, neckisches Wesen, klein, blühend und munter“ beschrieben.

Luise Seidler erinnerte sich auch an den Vater, sie pries ihn als „größtes Original seiner Zeit“. Oft zeigte er sich in phantasievollen Kostümen und einer blond gelockten Perücke. Selbst Napoleon, der öfters am gothaischen Hof zu Gast war, bezeichnete Emil als den geistreichsten Fürsten Deutschlands. Exzentrisch war der Herrscher, ein großer Liebhaber der Kunst, liberal und fürsorglich im Amt. Und er liebte seine Tochter abgöttisch. Ein gutes Jahr nach dem Tod seiner ersten Frau schloss er erneut den Ehebund, und zwar mit Prinzessin Caroline Amalie von Hessen-Kassel, zu der das Kind ein gutes Verhältnis hatte.

In diesem Umfeld wuchs Luise auf. Als lebenswürdig und schwärmerisch wird sie beschrieben. Hals über Kopf verliebte sie sich, dieses romantisch veranlagte junge Mädchen, in den doppelt so alten Ernst I. von Sachsen-Coburg-Saalfeld, der bereits 1815 um ihre Hand anhielt und mit dem sie an ihrem 16.

Geburtstag die Verlobung feierte. Trotz der Bedenken der Stiefmutter – der Altersunterschied! – wurden die Beiden am 31. Juli 1817 getraut. Fünf Tage lang wurde die Hochzeit gefeiert, mit rauschenden Festen in beiden Fürstentümern und unter großer Anteilnahme der Bevölkerung. Für Ernst war es allerhöchste Zeit, an – vorzugsweise natürlich männliche – Nachkommen zu denken, die die Linie seines Hauses fortzuführen hatten.

Eine Spezialität seiner Familie war es, sich dank geschickter Heiratspolitik über ganz Europa auszuweiten, dadurch Prestige und Macht zu gewinnen. Nicht umsonst bezeichnete Bismarck die Coburger als das „Gestüt Europas“. Zudem war der Fürst in argen Geldnöten. Die junge Luise kam da gerade recht, verfügte sie doch über geordnete finanzielle Verhältnisse und war Alleinerbin eines attraktiven Vermögens. Da standen sie nun vor dem Traualter, der reife Realpolitiker und der schwärmerische Teenager. Ein Zeitgenosse, Gast bei den Hochzeitsfeierlichkeiten, notierte: „Sie [Luise] ist ein höchst natürliches, liebenswürdiges Wesen. Sie werden sie aber in Coburg so lange auf die Polirmühle und unter die Glanzpresse bringen, bis sie so flach und platt wie die übrigen wird.“

Luise schwebte jedoch vorerst noch im siebten Himmel, glaubte sie doch, ihren Ritter in glänzender Rüstung gefunden zu haben. Anfangs spielte Ernst mit, sorgte dafür, dass seine junge Frau eine adäquate Bildung erhielt und erwiderte die Liebesbekundungen. Am 21. Juni 1818 kommt der erste Sohn Ernst auf die Welt, im August 1819 folgt der zweite Nachkomme Albert. Damit hatte Luise ihre Schuldigkeit getan. Die Ernst'sche Realpolitik brauchte sich nicht mehr unter dem Deckmantel der Romantik zu verstecken. Der Herrscher widmete sich zunehmend seinem eigenen Vergnügen, der Jagd und den Frauen. Das entging der Ehefrau keinesfalls, schrieb sie doch (vermutlich) 1819 an ihren Mann: „Das Versprechen eines ächten Ritters ist ihm heilig, besonders wenn er es seiner Dame gab (und dafür darf ich mich halten, nicht wahr?). Also bitte, bitte bewahre die alte, deutsche Treue und laß deinen Handschlag und Schwur gelten. Das Vergnügen, was eine andere dir verschafft, kann dich ja doch nicht wahrhaft freuen, da es Sünde ist.“

Während Ernst also durch die Lande zog, versuchte Luise, der Eintönigkeit, der Langeweile am Hof, den ermüdenden Sitten und Gebräuchen, die das Leben einer Adelligen bestimmten, zu entfliehen. Neben Festen, Bällen und dem Interesse an der aktuellen Mode wollte sie sich gemäß ihrer liberalen Erziehung und ihrem fürsorglichen Gemüt auch sozial



William Corden: Luise von Sachsen-Gotha-Altenburg 1844, Schloss Greinburg

engagieren und die Lage der Ärmsten der Armen in Coburg verbessern. Doch für diese Ideen, auch noch im Kopf einer Frau erdacht, war *Ernst*, dem antiquierten, absolutistischen Herrscherideal treu verbunden, nicht bereit. Er hatte für die aus seiner Sicht seltsamen Initiativen der Herzogin nur Kopfschütteln übrig.

So bröckelte das kurze Eheglück, Stück für Stück. Auf der Suche nach Zerstreuung, verhedderte sich die junge *Luise* offenbar in den Hofintrigen. Leichtsinziger Weise maß sie dem Klatsch und Tratsch der erlauchten Damen und Herren womöglich nicht die angemessene Bedeutung bei – und wurde deren Opfer. Schon bald nach der Geburt des zweiten Sohnes machte ein Gerücht die Runde: *Luise* habe eine Affäre mit dem Höfling *Alexander Graf zu Solms*. Halb belustigt, halb schockiert, wies sie die Anschuldigungen von sich. Der Herzog aber nahm die Sache ernst, ließ die Vorwürfe offiziell untersuchen, verbannte *Luise* bis zur Aufklärung nach Gotha, entfernte *Solms* vom Hof. „Du sagst deine Ehre war auf dem Spiel, dieß ist nie der Fall gewesen, Graf Solms vergaß nicht die Pflichten die er dir als Diener, ich die ich dir als Gattin schuldig war, ist denn der Frau ihre Ehre nicht auch die Deinige. Mußt du sie nicht schonen, sie vor der Welt vertheidigen, denn der Herr, der Mann, der Fürst, der Ritter muß seine Dame schützen und schirmen“, schrieb *Luise* ihrem Mann aus Gotha, appellierte an sein Ehrgefühl, bezeichnete die Unterstellungen als Produkt dunkler Hintermänner.

Indes rissen die Gerüchte um *Luise* nicht ab, weitere Liebschaften wurden ihr unterstellt. Zudem starb ihr Vater am 14. Mai 1822. Dass, gemäß den Sitten der Zeit, der Mann das Erbe verwaltete, auch wenn die Frau die Erbin war, sorgte für weiteren Zwist in der Ehe. Ob *Luise* nun vorsätzlich, ohne das Opfer einer Intrige zu sein, eine Affäre mit dem Kammerjunker *Gottfried von Bülow* vorgaukelte, um *Ernst* möglichst schwer zu treffen? Vorstellbar, doch schwer beweisbar. „Der tief gekränkte Gatte, der hoch beleidigte Landesherr spricht zu dir: Du hast mich schrecklich hintergangen. Ich weiß alles (...). Du hast meine aufrichtige Liebe (...) mit dem schwärzesten Verrat und Undank gelohnt“, schrieb *Ernst* seiner Frau, unterstellte ihr Ehebruch, behauptete, im Besitz entlarvender Briefe zu sein – die allerdings bis heute nicht gefunden werden konnten. Die Trennung war somit für den Herzog unausweichlich, *Luise* sollte den Hof verlassen. Doch leise Zweifel plagten auch ihn. Später gab er in einem Brief an seinen Bruder sogar zu: „*Luise* ist das Opfer einer abscheulichen Intrige geworden, an der der größte Theil meines Hofes Antheil hatte.“

Vorerst aber musste die Ordnung wiederhergestellt werden. Dass die im Volke beliebte und verehrte *Luise* nun verbannt werden sollte, genau am 28.

August 1824, verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Umgebung. Was nun folgte, war etwas in Coburg noch nie Dagewesenes. Die Untertanen versammelten sich, solidarisierten sich mit der jungen Herzogin und forderten die Versöhnung. Es brodelte, fein angereichert mit dem Missmut vieler Teile der Untertanen ob der sozialen Lage und ob der Last der Abgaben an den Landesherrn. *Ernst* machte seine Frau für die Tumulte verantwortlich, warf ihr selbst Landesverrat vor. Jedoch wich er zunächst, irritiert über den Ausbruch des Volkszorns, zurück, lenkte ein, versöhnte sich öffentlich mit seiner *Luise*. Doch dies nur zum Schein, sobald die Lage sich entspannte, musste *Luise* weg. So weit, wie irgend möglich – nach St. Wendel, in sein neu gewonnenes Fürstentum Lichtenberg.

Etwa 25 Tausend Seelen zwischen Nahe und Blies, um die 460 Quadratkilometer mit den Städten Grumbach, Baumholder und St. Wendel – das war 1816 der Lohn *Ernst*s für seine Teilnahme an der Niederringung *Napoleons*, seine Abfindung, als Europa nach dem französischen Sturm beim Wiener Kongress 1815 neu geordnet wurde. Vier Tagesreisen von Coburg entfernt lag seine Entschädigung, und nicht, wie er vor den Verhandlungen gehofft hatte, an den Grenzen seines Fürstentums. Daher wollte *Ernst* den neuen Besitz am liebsten eintauschen, behandelte diesen so weit entfernten Landstrich stiefmütterlich.

Und hierher sollte *Luise* geschickt werden, in das aufmüpfige St. Wendel, den Verwaltungssitz Lichtenbergs. Von Bad Brückenau, wo sie seit Anfang September zur Kur weilte, ging es mit einigen Zwischenstationen in die ihr unbekannt Stadt. „Mannheim gefiel mir ungemein, wir besahen einige Straßen und setzten unsern Weg bis Kaiserslautern fort, wo wir am 10. waren, den andern Tag hierher, aber was für ein Weg von Homburg nach St. Wendel, selbst du würdest dich gefürchtet haben“, schrieb sie ihrem Noch-Ehemann. Der Empfang an den ersten Tagen hingegen war herzlich, mit lauten „Vivat“-Rufen, Musik, Fackeln und einer Theateraufführung ihr zu Ehren. Etwas, was der Landesherr ausdrücklich untersagt hatte – den St. Wendelern war dies egal.

Dennoch, der erste Eindruck *Luises* war nicht der beste, weder von der Stadt noch von den Menschen: „Die Gegend muß im Sommer recht freundlich sein; die Stadt ist sehr Gräßlich. Am ersten Tag wurden mir die Herrn vorgestellt und Gestern Abend die Damen, manche kuriosen Figuren waren darunter, doch behielt ich trotz mancher Anregung von Lachen meine Würde bei, selbst als man mich von geflickten Hemden u.s.w. unterhielt.“

Nach vielen Querelen wurde am 31. März 1826 das herzogliche Paar offiziell geschieden. *Luise* zog finanziell den Kürzeren, zudem wurde ein Besuchsrecht für die Söhne, wie von ihr gefordert, im Vertrag

nicht aufgenommen – jene Söhne, die sie seit ihrer Abfahrt aus Coburg nicht mehr gesehen hatte und bis zu ihrem Tod nicht mehr sehen sollte. Unter dieser Trennung litt die Mutter ungemein, doch jede Bitte, jedes Flehen, lehnte *Ernst* rigoros ab.

Sechs Monate nach der Scheidung heiratete *Luise* erneut, keinen Unbekannten: *Maximilian von Hanstein*, der bereits am Coburger Hof angestellt war und dem man schon damals ein Verhältnis mit *Luise* nachsagte. Er folgte ihr ins Exil. „Ich bin am Ziel meiner Wünsche und habe am 16ten Oktober meinen geliebten Max, der in den zwei Jahren unseres Beisammenseins mir unzählige Beweise von treuer Anhänglichkeit gegeben hat geheirathet“, schrieb *Luise* an *Emilie Stubs*, ihre Freundin. Zuvor aber wurde *Hanstein* noch rasch von Herzog *Friedrich von Sachsen-Altenburg*, der seit 1826 über *Luises* Gutsbesitz im Altenburger Land herrschte, in den Grafenstand erhoben, hieß fortan *Graf von Pölzig und Bayersdorf* – schließlich musste die Ehe standesgemäß sein. *Ernst* verbot seinen Regierungsbeamten, an dem Hochzeitsfest teilzunehmen. Doch verhindern konnte er das neue Glück seiner einstigen Frau nicht mehr.

Für St. Wendel war der Aufenthalt der Herzogin mit ihrem kleinen Hofstaat eine Besonderheit. Nicht unbedeutend waren die neuen Bürger für die städtische Wirtschaft. Darüber hinaus erfreuten sich *Luise* und *Maximilian* großer Sympathie, dies vor allem dank ihren sozialen Engagements. So gab es Zuwendungen für die Armen, insbesondere für die Kinder, die zusätzlich in der Weihnachtszeit beschert wurden. In St. Wendel konnte *Luise* ihre soziale Ader ausleben. Und das Volk dankte es ihr.

Luise spielte aber häufig mit dem Gedanken, St. Wendel zu verlassen. Doch vorerst reiste sie mit *Maximilian* im Frühjahr 1831 nach Paris. Während eines Opernbesuchs erlitt sie einen Blutsturz. In der französischen Hauptstadt diagnostizierten mehrere Ärzte Gebärmutterkrebs. Die letzten Monate ihres Lebens verbrachte sie also in Paris, diktierte, als sie spürte, dass es mit ihr zu Ende ging, ihr Testament und regelte die Versorgung ihrer Bediensteten. Auch am Totenbett dachte sie noch an ihre Untergebenen. Am 31. August 1831 starb *Luise*.

Ernst wusste um den Tod seiner ersten Frau und schrieb im September 1831 an seine Schwester: „Der armen *Louise* trauriges Ende, so sehr ich auch darauf vorbereitet war, hat mich sehr gedauert, und ich darf es wohl sagen, schmerzlich ergriffen. Alle Bilder der Vergangenheit sind an meiner Seele wieder vorübergegangen. So mancher glücklichen époque habe ich dabei gedacht. Die herben Stunden hat ihr Schatten versöhnt, und ein sehr wehmütiges Gefühl ist mir zurück geblieben. Zu welch glänzenden und glücklichen

Aussichten schien die unglückliche *Louise* bestim[m]t zu sein, und wie hat Sie geendet! (...) Ich habe Ihr von Herzen verziehen, in allem wo Sie gegen mich gefehlt. Die Aermste hatte sich ja stets den größten Schaden gethan.“

Der Sarg mit dem einbalsamierten Leichnam wurde von Paris nach St. Wendel transportiert, im Gartenhaus in Niederweiler vor den Toren der Stadt, wo *Luise* während der Sommermonate residiert hatte, aufgestellt. Um zu verhindern, dass der Sarg von der Regierung beschlagnahmt wird, wurde er schließlich in die Wohnung des St. Wendeler Advokaten *Samuel Stephan* gebracht. Nach einem Jahr einigten sich *Ernst* und *Maximilian*: *Luise* wurde in Pfeffelbach bei Kusel beigesetzt, das damals zum Fürstentum Lichtenberg gehörte. Jedoch war dies noch nicht die letzte Ruhestätte: Die Söhne *Ernst II.* und *Albert* ließen den Sarg 1846 in die Coburger Fürstengruft überführen, 1860 wurde der Leichnam im neu erbauten Mausoleum auf dem Friedhof am Glockenberg in Coburg bestattet. *Luise* ruhte von nun an neben ihrem ersten Mann, *Ernst I.*, und nicht, wie in ihrem Testament gefordert, neben dem zweiten.

Sohn *Albert* heiratete *Queen Victoria*. Vor der Hochzeit kursierte in England ein Flugblatt, das vor den Coburgern warnte. Auch *Luise* fand Erwähnung: Ihr wurde eine Reihe Liebhaber unterstellt, sogar mehr als damals am Coburger Hof. Dennoch kam es zur Vermählung, sodass das englische Königshaus von 1840 an den Namen Sachsen-Coburg und Gotha führte. Bis 1917. Denn dann wurde der Name in Windsor geändert, nach dem Residenzschloss der Königsfamilie. Dies geschah auf Initiative des Königs, und zwar aufgrund der verbreiteten antideutschen Stimmung. schließlich kämpfte das Empire seit drei blutigen Jahren gegen das Deutsche Reich, gemeinsam mit dem Zarenreich, bis dieses unterging.

Kaiser Wilhelm II. soll einst gesagt haben, hätte seine Großmutter, *Queen Victoria*, noch gelebt, so hätte sie es nie zugelassen, dass sich seine Vettern, der englische König und der russische Zar, gegen ihn verbündeten. Und, so möchte man hinzufügen, hätte es *Luise* nicht gegeben, gäbe es auch die Windsors, gäbe es seinen Vetter *George V.* nicht. Denn *Luise* kann mit Fug und Recht als die Stammutter der Windsors bezeichnet werden – *Luise*, die sechs Jahre in St. Wendel lebte und sich in dieser kurzen Zeit in die Annalen dieser kleinen Stadt eingeschrieben hat.

Dr. Reimund Mink



Herzogin *Luise* auf der Rat-
haustreppe in St. Wendel

Quellen:

Lukas Kowol, *Saargeschichte*/n 3/2014

Ulrike Grunewald und Karlo Malmedie: „ZDF Zeit – den deutschen Wurzeln der Windsors auf der Spur.“ *Der Film begleitet die Herzogin von York, Sarah Ferguson, bei ihrer Spurensuche von Luise.*

Einige Rezepte zum Ausprobieren



Pfälzer „Reuben“
Sandwich

Zutaten für 2 Sandwiches:

Rieslingsekt-Sauerkraut

- 600g Sauerkraut
- 2 EL Butter
- 1 Lorbeerblatt
- 100 ml Gemüsebrühe
- 100 ml Rieslingsekt aus der Pfalz
- Salz
- Pfeffer

Majoranmayonnaise

- 1 Eiweiß, sehr frisch
- 1 EL Zitronensaft
- 1/8 l Rapsöl
- 2 EL frischer Majoran
- Pfeffer
- Salz

Sandwichzusammenbau

- 4 Scheiben Roggenbrot
 - 1 EL Butter
- 4-6 Scheiben Gruyère
- 300g Saumagen, dünn aufgeschnitten
 - 2 Salz-Dill-Gurken

Reiner WALDSCHMITT



GRIEßKUCHEN MIT MANDELN

Gigantes

Grzechische Bohnen in Tomatensoße

Zutaten:

500 g Riesenbohnen, getrocknet, 1 große Zwiebel, 800 g (frische) Tomatenstücke, 2 mittelgroße Karotten, 6 EL Olivenöl, Salz, Pfeffer 1 Lorbeerblatt, 1/2 TL Thymian, getrocknet, 1/2 TL Oregano, getrocknet, 60 g gehackte Petersilie zum Garnieren, 2-3 Zehen Knoblauch (optional), 1 Stange Staudensellerie (optional) (Räucher-)Paprikapulver nach Geschmack (optional)

Zubereitung:

Riesenbohnen mindestens 12 Stunden in reichlich Wasser einweichen, das Einweichwasser wegschütten und die Bohnen abspülen. Die Bohnen mit viel frischem Wasser in einem Topf zum Kochen bringen und bei geringer Hitze etwa 50-60 Minuten köcheln lassen, bis sie weich sind. Abseihen und das Kochwasser auffangen. In der Zwischenzeit Karotten putzen und in Scheiben schneiden, Zwiebel würfeln, Sellerie und Knoblauch ebenfalls in kleine Würfel schneiden. Zwiebeln und ggf. Knoblauch in einer Pfanne in Öl anbraten, bis die Zwiebeln glasig sind. Karottenscheiben und Selleriewürfel ein paar Minuten scharf mitbraten. Die Gemüsmischung mit den Tomatenstückchen ablöschen. Lorbeerblatt und Gewürze zugeben und alles etwa zehn Minuten köcheln lassen. Das Lorbeerblatt aus der Soße entfernen. Die gekochten weißen Bohnen mit der Sauce vermischen und in eine Auflaufform füllen. Den Backofen auf 190 °C Ober-/Unterhitze (170 °C Umluft) vorheizen und die Gigantes je nach Soßenmenge 60-90 Minuten backen, bis sie leicht gebräunt sind. Vor dem Servieren mit der gehackten Petersilie bestreuen.



Dr. Reimund MINK

4 Eier mit 160g Zucker 5 Minuten schaumig schlagen. In einer separaten Schüssel 200g Mandeln, 90g Grieß (Weichweizen) und 1TL Backpulver verrühren.

Zu der Eier- Zucker – Mischung 125 g Joghurt hinzufügen. Dann die Grieß- Mischung und 150ml Olivenöl auch hinzufügen. Nun alles mixen, bis eine homogene Masse entsteht.

Springform (26cm) ausbuttern und den Teig einfüllen. 45 Minuten im heißen Ofen bei 145 Grad backen. Wenn er aus dem Ofen ist, wird der Kuchen mit Schokoladenguss etwas bestreicht.

Wünsche, dass es köstlich wird!

Helga PETER

Prädikat Langsam

Wie die Spätlese aus Versehen im Rheingau erfunden wurde

Den Letzten beißen die Hunde – das stimmt heute mehr denn je. Im Zeitalter der Beschleunigung, der Datenturbos und der Informationsautobahnen gewinnt nur der Schnellste. Doch es gibt Ausnahmen, Bereiche, in denen nichts mehr zählt als die Langsamkeit – und das seit Jahrhunderten. Besonders trifft das auf den Weinbau zu, im Speziellen auf zwei deutsche Spezialitäten, die im Rheingau entstanden sind. Der Zufall oder, wie manche meinten, die göttliche Vorsehung, half bei der Entstehung kräftig mit. Aber fangen wir am Anfang an mit der Geschichte:

Den Weinbau am Johannisberg im Rheingau kann man bis auf das Jahr 817 zurückverfolgen und der Legende nach war es Karl der Große höchstpersönlich, der den Weinbau an eben jenem Berg anordnete, was er angeblich deswegen tat, weil ihm beim Blick aus seiner Pfalz in Ingelheim aufgefallen war, dass der Schnee am Johannisberg deutlich früher schmolz als in der Umgebung. Wie immer bei solchen Legenden mag ein Quäntchen Wahrheit darin stecken, aber das ist ja gerade nicht unser Thema.

Seit dem 9. Jahrhundert gab es also Weinbau auf dem Johannisberg, wer auch immer ihn dort begonnen und veranlasst haben mag. Die ersten, die den Weinbau hier in größerem Stil betrieben und dem Berg letztlich auch seinen Namen gaben, waren, wie so oft in der Geschichte des Weinbaus in Deutschland, Benediktinermönche. Im Jahr 1100 gründeten sie hier ein Kloster und weihten 30 Jahre später die Klosterkirche Johannes dem Täufer, was dem berühmten Weinberg nun den Namen „Johannisberg“ einbrachte.

Im Jahr 1716 ging der Besitz des Johannisbergs an den Fürstbischof von Fulda über, der ein noch heute hier zu bewunderndes dreiflügeliges Schloss bauen ließ. Eben dieser Besitzerwechsel war es, der für eine der wichtigsten Veränderungen im Weinbau sorgen sollte, denn es war üblich, dass man sich die Erlaubnis für den Beginn der Weinlese beim Besitzer des Weinbergs einholen musste und damit begann die glückliche Katastrophe: Man schreibt das Jahr 1775, es ist



Schloss Johannisberg im Rheingau – Foto: A. Kircher-Kannemann

Herbstzeit und Zeit, mit der Lese zu beginnen. Wie jedes Jahr schickt der Kellermeister einen Boten nach Fulda, der die Erlaubnis einholen soll, eine Strecke übrigens, die man in heutiger Zeit und mit einem Auto in etwa zwei Stunden Fahrzeit hinter sich bringen kann, und wartet auf seine Rückkehr. Tage vergehen ohne ein Lebenszeichen des Boten, dann 2 Wochen. Die Brüder auf Johannisberg beten um eine baldige Rückkehr ihres Gesandten denn die Trauben hängen ihrer Meinung nach schon zu lange am Stock: Sie schrumpeln, werden immer mehr zu Rosinen und das Schlimmste: einige sind vom Schimmel befallen. Die Ernte scheint schon verloren, als der Bote endlich mit der Erlaubnis zurückkommt. Warum er so

lange gebraucht hat? Er erzählt eine Geschichte von Räubern, die ihm aufgelauert hätten. Nur mit Mühe sei er entkommen. Der Kellermeister glaubt nicht an seine Räuberpistole, vermutet viel mehr, dass die Räuber Schürzen anhaben und den Boten in einem Gasthaus „gefangen“ hielten.

Doch was sollte mit den Trauben passieren? Schnell ließ der Kellermeister die Ernte einbringen, vielleicht konnte man ja noch etwas retten. Süß schmeckten die Trauben jedenfalls, des Saft wurde vergoren, in den Fässern glückte es und schließlich kam der Tag der Verkostung. Die Brüder schnupperten, klar und golden war die Farbe des Weins und dann kam der erste Schluck. Der Kellermeister konnte es kaum glauben. Noch ein Schluck. Dann das Urteil: „So ein Wein habe ich noch nie im Mund gehabt!“ Das war die Geburtsstunde der Prädikats Spätlese, zu deren Ehre heute im Schlosshof von Johannisberg das Denkmal des Spätlesereiters steht. Die Mönche des Klosters verzögerten fortan in bestimmten Lagen die Lese bewusst.

Ihr Beispiel machte Schule und in den folgenden Jahrhunderten



Spätlesereiter von Schloss Johannisberg

versuchten die Winzer des Rheingaus die Qualität zu steigern. Sie entwickelten solche Spezialitäten wie Beerenauslese und Trockenbeeren-auslese, denen der Edelschimmel auf den Trauben ihren unverwechselbar zartbitteren, honigfeinen Geschmack verleiht. Besondere Weine, egal ob Spätlese oder herausragender Jahrgang, wurden nicht im normalen Weinkeller gelagert. Schon vor der Entdeckung dieses Weinstils richteten die Klöster „Schatzkammern“ für ihre edelsten Topfen ein. Auf der Rechnung eines Zimmermanns aus dem Jahr 1730 wird ein „cabernedtkeller“ erwähnt, den die Zisterzienser von Kloster Eberbach in Auftrag gaben. Hier reiften in großen Fässern die Gewächse der Mönche zu begehrten Raritäten heran und wurden mit dem Hinweis „Cabinnett“ verkauft. Der Preis für solche „foi Woische“ lag um ein Vielfaches über dem Durchschnitt.



*Auch in Fulda gedenkt man des Spätlesereiters:
Lebensgroße Bronzeskulptur im Hof des Stadtschlosses.
Foto: Alexander Mengel*

Wie vor beinahe 300 Jahren, so lagern auch heute wieder Weine in Eichenfässern im Cabinnett-Keller des Klosters. Die Prädikatsstufe Cabinnett gilt mittlerweile als Synonym für feinduftige, leichte Weine aus vollreifen Trauben, die unkomplizierten Genuss versprechen, Genuss, für den man sich Zeit nehmen sollte. Denn die braucht man für den Rheingauer Wein und darüber hinaus. Schließlich ist nichts mehr wert als das Prädikat Langsam.

Reiner Waldschmitt



SOS im Kühlschranks

Medien

Im Notfall zählt jede Sekunde. Notärzte oder Notfallsanitäter, die in ein Haus oder eine Wohnung kommen, sind aber beinahe täglich mit einem oftmals lebensentscheidenden Problem konfrontiert: Wo sind die Informationen zu den Vorerkrankungen des Patienten? Welche Medikamente nimmt er zurzeit ein? Gibt es eine Patientenverfügung? Mit diesen Wissensdetails können die Rettungskräfte die Patientinnen und Patienten einfacher und schneller einschätzen und angemessen behandeln. Es geht keine kostbare Zeit verloren.

Selbst wenn die Patienten nicht ohnmächtig oder bewusstlos sind, können sie in der aktuellen Stresssituation und Aufregung vielfach keine Auskunft zu ihrem Gesundheitszustand und zu anderen wichtigen Details geben, Angehörige sind meist auf die Schnelle nicht greifbar, und auch die Liste mit den Handynummern der Verwandten findet sich nicht.

Die Lösung: Die Notfalldaten kommen in die sogenannte SOS-Notfalldose. Diese wird in die Kühlschrankschranktür gestellt. Nun haben die Notfall-Informationen einen festen Ort und können in jedem Haushalt einfach gefunden werden. Die Retter müssen dazu nicht die ganze Wohnung auf den Kopf stellen. Sind die Notärzte oder Notfallsanitäter im Haus oder in der Wohnung eingetroffen und sehen auf der Innenseite der Wohnungstür und auf dem Kühlschrankschrank den Hinweisaufkleber „Notfalldose“, so kann diese umgehend aus der Kühlschrankschranktür entnommen und geöffnet werden. Alle wichtigen und notfallrelevanten Details sind sofort verfügbar: die persönlichen Daten des Patienten, Infos zu den Vorerkrankungen und zu den Medikamenten, die er nimmt, die Liste mit den Handynummern der Angehörigen.

Die SOS-Notfalldose kann man in der Apotheke kaufen oder bestellen sowie im Internet ordern. Der Kühlschrankschrank wird als Aufbewahrungsort deshalb gewählt, weil ihn jeder Haushalt besitzt. Ein weiterer Vorteil der Dose: Sie ist komplett analog. Es gibt keine Elektronik, die streikt, oder Daten, die digital entwendet werden könnten. Für den aktuellen Stand sorgt jeder selbst mit einem Kugelschreiber, beispielsweise indem man neue Medikamente oder Therapien hinzufügt. Die Dose eignet sich besonders für alleinstehende Personen und Senioren. Für Freunde und Verwandte ist sie ein nützliches Geschenk.

Hildegard Lincke

Wilhelm von Humboldt und die Grenzen der Staatstätigkeit

Angesichts der hemmungslosen Ausweitung des Staates, die gegenwärtig – nicht nur in Deutschland – stattfindet, ist es wieder interessant geworden, sich mit der im Jahr 1792 verfassten Schrift von Wilhelm von Humboldt (1767-1835) zu den Grenzen der Staatstätigkeit näher zu beschäftigen. Alle Argumente Humboldts haben nach wie vor Geltung. Es genügt nicht, nur die Schlussfolgerungen zu wiederholen, genauso wichtig ist es, sich die Begründungen im Einzelnen in Erinnerung zu rufen. Humboldts „Grenzen der Staatstätigkeit“ gelten nicht nur als Standardwerk des deutschen Liberalismus, sondern haben weltweit Anerkennung als einen hervorragenden Beitrag zum liberalen Gedankengebäude gefunden.

Wilhelm von Humboldt zählt zusammen mit seinem Bruder Alexander zu den bedeutendsten Vertretern des deutschen Geisteslebens. Neben seiner Tätigkeit als Gelehrter erwarb er sich auch Verdienste als Bildungsreformer und Vorbereiter der Gründung der Friedrich-Wilhelms-Universität (heute Humboldt-Universität).

Wilhelm von Humboldt verfasste die „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen“ im Jahr 1792. Einzelne Abschnitte daraus erschienen in der Berlinischen Monatsschrift, der gesamte Text wurde aber erst postum 1851 aus dem Nachlass veröffentlicht.

Ausgehend von dem Problem „zu welchem Zweck die ganze Staatseinrichtung hinarbeiten und welche Schranken sie ihrer Wirksamkeit setzen soll“ stellt Humboldt die Frage, ob die Staatstätigkeit die freie menschliche Entfaltung nicht eher behindert als fördert. Die Freiheit des Privatlebens schrumpft in dem Maße, wie der Handlungsbereich des Staates sich ausweitet. Die Menschen neigen dazu, im Hinblick auf ihre Freiheit bequem zu sein. Wie wichtig Freiheit ist, wird erst dann richtig spürbar, wenn sie fehlt. Denn für die Entwicklung der Individualität des Menschen ist die Freiheit Voraussetzung.

Staatliche Intervention

Eingriffe des Staats betreffen zwei Seiten des Privatlebens. Zum einen den ökonomischen Bereich und damit das Privateigentum. Dabei schwankt die Staatstätigkeit zwischen der Funktion des Schutzes des Privateigentums als Legitimitätsgrund der staatlichen Existenz, andererseits wird die Existenz des Staates auch herangezogen, die fiskalische Aktivität des Staates zu begründen. Die Staatstätigkeit wird somit zu einem Balanceakt zwischen der Funktion, einerseits das Privateigentum zu schützen und dem Eingriff in das Privateigentum, um sich andererseits über Steuern und Abgaben zu alimentieren.

Wilhelm von Humboldt geht von der Bestimmung des Menschen aus, wonach ihm seine Vernunft die höchste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen vorschreibt, wofür Freiheit die erste und erlässliche Bedingung ist. Doch damit nicht genug: „Das Ziel jeder Bildung besteht darin, die persönliche Individualität zu entwickeln und zu fördern. Die individuelle Freiheit und die Vielfalt der Lebenserfahrungen sind die Voraussetzungen für die individuelle Entfaltung.“

Das individuelle Bildungsziel ist es daher, die persönliche Eigentümlichkeit zur Geltung zu bringen. Dabei darf die Vernunft keine falschen Zugeständnisse machen. Sie würde sich sonst selbst aufgeben. Für die Bestimmung der Grenzen der Staatstätigkeit folgt daraus „dass jedes Bemühen des Staats verwerflich sei, sich in die Privatangelegenheiten der Bürger überall da einzumischen, wo dieselben nicht unmittelbaren Bezug auf die Kränkung der Rechte des einen durch den andren haben“.

Ein dynamisches und leistungsfähiges Gemeinwesen setzt voraus, dass sich der Staat so passiv wie möglich verhält. Das Ideal, dass sich die Individualität der Menschen entfaltet, dient als Richtschnur für das Ablehnen eines „aktiven“ Staates. Denn es besteht ein Zusammenhang, der besagt, dass die Gesellschaft umso passiver wird, je aktiver sich der Staat gebärdet und umso weniger Raum für die Entfaltung des Individuums bleibt. Ein aktiver Staat ist mit dem Widerspruch konfrontiert, dass seine Eingriffe

von Natur aus einheitlich sein müssen, während in der Gesellschaft der Drang nach Vielfalt vorherrscht.

Nützlichkeit und Notwendigkeit

Als oberstes Prinzip fordert Humboldt, dass staatliches Handeln nicht der Nützlichkeit, sondern der Notwendigkeit unterworfen sein muss. „Der Staat soll sich jeder Sorge um das Wohl seiner Bürger enthalten und nicht weiter gehen, als was zu ihrer Sicherheit innerhalb der Staatsgrenzen sowie gegenüber äußeren Feinden nötig ist; er soll ihre Freiheit zu keinem anderen Zweck einschränken.“

Nützlichkeit ist somit ein brüchiges und schwaches Kriterium, das jede staatliche Expansion aus zweifelhaften Gründen erlauben würde. Die Notwendigkeit hingegen ist das angemessene Kriterium. Kein staatliches Handeln ist legitim, das über die Notwendigkeit hinausgeht. Die Grenze des staatlichen Handelns wird durch die strikte Notwendigkeit einer Maßnahme bestimmt.

Heute sind wir von diesem Ideal weit entfernt. Denn der Staat trifft seine Ausgabenentscheidungen nicht mehr nach dem Kriterium des Notwendigen, sondern in erster Linie nach dem des Nützlichen. Dabei greift er hemmungslos in die Taschen seiner



Denkmal Wilhelm von Humboldts vor dem Hauptgebäude der Humboldt-Universität zu Berlin

Bürger. Zu finanzieren sind nicht nur die Ausgaben für die Sicherheit nach innen und außen, die Justiz und die Finanzverwaltung, sondern auch für eine breite Palette von Sozialleistungen. Als Folge davon sind im letzten Jahr die deutschen Staatsschulden auf ein weiteres Rekordhoch gestiegen. Bund, Länder, Gemeinden und Sozialversicherung waren Ende 2022 mit 2368 Milliarden € verschuldet; das sind 2 % oder 47,1 Milliarden € mehr als Ende 2021. Die Pro-Kopf-Verschuldung nahm dabei um 244 € auf 28.164 € zu. Die Gründe dafür sind vielfältig. Einige davon lassen sich anhand dreier Beispiele erklären.

Mehrarbeit lohnt sich nicht mehr

Wie sich die Zeiten ändern: Über Jahrzehnte hinweg eilte den Deutschen der Ruf voraus, eine fleißige, bisweilen gar arbeitswütige Nation zu sein. „Das Heiligste, das der Deutsche hat, ist die Arbeit“, befand deshalb sogar einmal der Schriftsteller *Kurt Tucholsky*.

Heute gilt: Der deutsche Staat bestraft die Fleißigen. Das erklärt *Friedrich Heinemann*, der am Leibniz-Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung in Mannheim forscht. Deutschland sei mittlerweile das Industrieland, in dem pro Kopf die wenigsten Arbeitsstunden im Jahr erbracht würden. Schuld daran sei nicht zuletzt das Steuer- und Abgabensystem, das dazu führe, dass sich Mehrarbeit für Arbeitnehmer schlichtweg nicht mehr lohne. Beim Grundgehalt gäben sich das Finanzamt und die Sozialkassen zwar noch zurückhaltend. „Wenn aber die Arbeitszeit aufgestockt wird, führen die sogenannten Grenzabgaben zu deutlich höheren Belastungen.“

Heinemann verdeutlicht dies anhand eines Beispiels: „Wenn ein alleinstehender Durchschnittsverdiener in der Industrie eine Lohnerhöhung von 100 € mit seinem Arbeitgeber aushandelt, wandern lediglich 41 € zusätzlich in sein Portemonnaie.“ Die restlichen 59 € werden in Form von Steuern und Sozialabgaben vom Staat einbehalten. Die Höhe der Grenzabgaben betrage somit etwa 60 %, erklärt der Ökonom.

Damit nicht genug: Wenn der Arbeitnehmer den zusätzlichen Lohn direkt ausgibt, greift der Staat erneut über die Mehrwertsteuer zu. In einigen Fällen bleiben von einer Gehaltserhöhung um 100 € dann lediglich 33 € übrig. „Der Staat sorgt in Deutschland also dafür, dass Freizeit günstig, Arbeit hingegen teuer wird“, sagt *Heinemann*. „Der Aufbau von Wohlstand im Land wird dadurch vom Staat aktiv verhindert.“ Dies belegen auch die amtlichen Daten: Seit 1990 ist die Zahl der Arbeitnehmer, die lediglich einer Teilzeitbeschäftigung nachgehen, explosionsartig angestiegen.

Um das Problem zu lösen, müsse der Staat schmerzliche Einschnitte wagen: den Gürtel enger schnallen. Die Verwaltung müsse genau prüfen, welche Ausgaben wirklich notwendig seien, und könnte dann die Arbeitnehmer stärker entlasten und auch Arbeitsanreize setzen, sagt *Heinemann*. Dass aber die jetzige Regierung auf Einnahmen verzichtet, scheint angesichts ihres bisherigen wirtschaftspolitischen Kurses unwahrscheinlich.

Teurer Immobilienerwerb

Bis tief in die Mittelschicht hinein ist es vielen Deutschen mittlerweile nicht mehr möglich, sich elementare Lebenssträume zu erfüllen – wie etwa den Erwerb einer eigenen Immobilie.

Deutschland sei im europäischen Ländervergleich „klares Schlusslicht“ beim Anteil der Haushalte, die in ihren eigenen vier Wänden lebten, gab das Münchener Ifo-Institut in einer neuen Studie zu bedenken. Weniger als die Hälfte aller Haushalte lebten demnach jüngst in einem eigenen Haus oder einer eigenen Wohnung, während in den anderen europäischen Ländern der Mehrheit der Haushalte die Immobilie gehöre, in der sie wohnten.

Verhindert wird der Immobilienkauf für viele – und damit der Wohlstandsaufbau – nicht zuletzt vom Staat, der die Kosten in die Höhe treibt. Nach Berechnungen des Spitzenverbands der Immobilienwirtschaft (ZIA) sind mittlerweile fast 40 % der Kaufpreise für Immobilien auf direkte staatliche Abgaben und Anforderungen zurückzuführen.

Der ZIA-Präsident *Andreas Mattner* gibt deshalb zu bedenken: „Explodierende Grunderwerbssteuern, Gebühren, Gewinnabschöpfungsmodelle sowie Vorgaben und Restriktionen verursachen weit mehr als ein Drittel der Kosten. Genau hier sind die Hebel, wenn eine Wende am deutschen Wohnungsmarkt realistisch sein soll.“

Sackgasse in der Altersvorsorge

Gerade eine höhere Eigentümerquote bei Immobilien wäre für die deutsche Wohlstandsentwicklung wichtig – nicht zuletzt für all jene Bürger, die ihr Erwerbsleben bereits beendet haben. Denn das gesetzliche deutsche Rentensystem stößt wegen der Gesellschaftsalterung an seine Grenzen. Es muss mittlerweile mit immer neuen Steuermilliarden stabil gehalten werden. Und es reicht dennoch für viele allenfalls noch aus, um die nötigsten Bedürfnisse zu decken.

Mehr als ein Viertel aller deutschen Rentner verfügt monatlich über weniger als 1.000 €. Das geht aus jüngsten Daten hervor, die das Statistische Bundes-



Wilhelm von Humboldt (2. v. l.) mit Friedrich Schiller, seinem Bruder Alexander von Humboldt und Johann Wolfgang von Goethe in Jena

amt vorgelegt hat. Die Senioren liegen damit sogar noch unter der amtlich definierten Armutsgrenze von 1250 €, was 60 % des mittleren Einkommens in Deutschland entspricht. In den ersten drei Monaten des Jahres waren deshalb 684.000 Rentner auf die staatliche Grundsicherung angewiesen. Das entspricht einem Anstieg von 15 % oder 90.000 Rentnern im Vergleich zum Vorjahr.

Auch hier liegt der Fehler im System: Die Politik hat bei der Altersvorsorge in den vergangenen Jahren alles auf eine Karte gesetzt: die gesetzliche Rentenversicherung. Das war eine riskante Strategie, denn die Wohlstandsvorsorge für das Alter sollte auf mehreren Säulen ruhen. „Die demografische Entwicklung und insbesondere der anstehende Renteneintritt der Babyboomer setzt die umlagefinanzierte gesetzliche Rente, die für die meisten die wichtigste Säule der Altersvorsorge ist, massiv unter Druck“, sagt der Ökonom *Volker Wieland*. „Die Zahl der Rentenempfänger pro Beitragszahler wird deutlich und dauerhaft zunehmen.“

Die private und betriebliche Vorsorge ist in den letzten Jahrzehnten hingegen völlig in den Hintergrund getreten. Statt die Beitragssätze für die Sozialkassen in den kommenden Jahren weiter ansteigen zu lassen, sollte die Politik den Bürgern einen finanziellen Freiraum schaffen, damit sie sich auf anderem Weg ein Polster für den Ruhestand anlegen können.

Wieland erklärt, wie es funktionieren könnte: „Um die Rente zukunftsfähig zu machen, müsste das Renteneintrittsalter schrittweise angehoben und an die Lebenserwartung angepasst werden.“ Außerdem müssten die kapitalgedeckten Renten viel stärker ausgebaut werden, das heißt, man müsste die „Riesterrente“ reformieren, so dass die private Altersvorsorge viel mehr genutzt würde, das angesparte Vermögen breiter in Wertpapiere und Aktien angelegt werden könnte und die Kosten sänken. „Ebenso gilt es, die kapitalgedeckte betriebliche Altersvorsorge auszubauen.“ Insofern bestehen die entscheidenden Schritte darin, sowohl länger zu arbeiten als auch die Altersvorsorge stärker über den Kapitalmarkt zu organisieren, um die Rente vom Kopf auf die Füße zu stellen.

Kürzlich wurde von vier Mitgliedern des Sachverständigenrats zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung die Idee der Schaffung eines Staatsfonds zur Reform der privaten Altersvorsorge vorgeschlagen. „Diese Rolle sollte nicht ohne weiteres einem privaten Anbieter übertragen werden“, schreiben sie (erstaunlicherweise) in einem Gastbeitrag der Wochenzeitung „Zeit“. Ein staatlich verwalteter Fonds dagegen solle „in Konkurrenz mit privaten Anbietern für transparentere Produkte und erzeugt allseits einen hohen Kostensenkungsdruck, zum Vorteil der Sparerinnen und Sparer“, argumentieren die Wirtschaftsweisen.“

Das Konzept ist unter Ökonomen umstritten. Denn einerseits soll das Fondsvermögen, geplant sind derzeit jährliche Investitionen von 10 Milliarden €, durch neue Staatsschulden finanziert werden. Andererseits wird bezweifelt, ob die Erträge aus dem Fonds ausreichen, um die Belastung der Erwerbstätigen signifikant zu senken und damit die Rentenkasse aus der Schieflage zu holen. So ist die Schaffung eines Staatsfonds kein konstruktiver (marktwirtschaftlich fundierter) Vorschlag zur Reform der privaten Altersvorsorge. Wir leben nicht in Norwegen.

Es braucht einen wirtschaftlichen und einen wirtschaftspolitischen Kulturwandel

Die „deutsche Krankheit“ – die wohlstandsgefährdende Belastung der Bürger durch Steuern und Abgaben – führt schon heute zu drastischen Konsequenzen. Um die Heilung anzustoßen, bedarf es dabei nicht nur des Herumschraubens an Steuersätzen und Abgabenquoten – es braucht auch einen Kulturwandel. Davon ist *Friedrich Heinemann* überzeugt. In den vergangenen Jahrzehnten habe in Deutschland die Staatsgläubigkeit zugenommen. In den Gründungsjahren der Republik habe es ein anderes Verständnis dafür gegeben, welche Aufgaben dem Sozialstaat zukämen: „Ursprünglich sollten Menschen am unteren Ende der Einkommensskala zielgenau unterstützt werden.“

Inzwischen aber solle der Staat auch einspringen, um eine breite Absicherung der Mittelklasse gegen alle möglichen Risiken sicherzustellen. Damit habe sich auch das Handeln der Menschen gewandelt: „Die Bürger kennen sich inzwischen besser damit aus, wie sie einen bestimmten staatlichen Transfer beantragen, als damit, wie sie mit eigener Arbeit ihren Wohlstand selbst aufbauen können.“ Anders ausgedrückt: Das Land verabschiedet sich allmählich von der Idee *Ludwig Erhards* einer Sozialen Marktwirtschaft.

Wilhelm von Humboldt würde sicher dem Appell zustimmen: „Deutschland muss endlich den Teufelskreis aus steigenden Steuern und Abgaben durchbrechen. Wir brauchen eine staatliche Ausgabendiät – Notwendigkeit geht vor Nützlichkeit. Zudem ist eine Sozialabgabenbremse wichtig - durch ausgabensenkende Reformen in allen sozialen Sicherungssystemen.“

Dr. Reimund Mink

Quellen:

Johannes C. Bockenheimer, Adieu, Soziale Marktwirtschaft? Wie der deutsche Staat den Aufbau von Wohlstand verhindert, Neue Zürcher Zeitung vom 19. Juli 2023.

Wilhelm von Humboldt, Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen, Einleitung von Dr. Eduard Cauer, Breslau: Eduard Trewendt, 1851).

BERICHTE, GESCHICHTEN UND GEDICHTE

Die Geldentwertung

Vortrag, gehalten von Herrn Heppertepperneppi, der sich in angeheitertem Zustand befand.

(Handglocke) Die Worte meines Vorredners, ich möchte es unterlassen mich zu Worte zu melden, da ich betrunken sei, ist nicht wichtig. – Ich bin – das – verneine ich nicht – nicht betrunken – sondern – ich gebe zu – etwas – angeheitert. Wer kann bestreiten, dass ein heiterer – vielmehr angeheiteter Mensch – nicht auch ernste Angelegenheiten zu debattieren im Stande sein kann – wieviele Redner waren schon nüchtern und haben einen furchtbaren Papp zusammengepapt – vielmehr gepappelt.

Zu meinem heitigen Thema über die Geldaufwertung – oder Ab – oder Entwertung – möchte ich die Erklärung konstatieren, dass es sich um eine finanzielle Angelegenheit handelt. – Es ist ein schmieriges – Verzeihung – ein schwieriges Problem, von fantastischer – ah fanatischer Bedeutung. Die Aufwertung hat mit einer Stabilität nichts gemein – gemein wäre das, wenn die Entwertung oder Auswertung einer Aufwertung gleichkäme, dann ist eine Installation unausbleiblich. Eine Auflockerung, vielmehr Auflockerung des Wirtschaftslebens wird nur dann konfisziert, oder besser gesagt kompliziert, wenn das Ausland Kompromissemanzipationen entgegennimmt. Unsere Mark stinkt – ah – sinkt in dem Moment, wenn ... jetzt weiß ich nicht mehr, was ich hätt sagen wollen – aber es ist so. Was ist heute eine Mark? – Ein Papierfetzen. Außerdem sind es nur zwei Fuchzgerln. Fuchzgerln aus Hartgeld und das ist ein schäbiges Blech, genannt Amilinium. Warum werden heute keine Goldmünzen mehr geprägt? – Sehr einfach, weil wir kein Gold mehr haben. Wir haben keins mehr, weil das ganze Gold zu Goldplomben verarbeitet wurde.

Die Ursache – das Volk hat schlechte Zähne, weil wir vor dem Krieg zu viel Süßigkeiten genossen haben. Alles wollte nur Goldplomben nach dem wahren Sprichwort: Morgenstund hat Gold im Mund. Jetzt ist es zu spät, zu Goldplomben – es ist sogar heute nicht mehr möglich, sich Zementplomben machen zu lassen, weil es auch keinen Zement mehr gibt. Daher wieder Papiergeld. Raus mit den braunen Tausendern, die braune Farbe hat gar nichts zu tun damit, die waren schon braun im 18. Jahrhundert, damals waren wir noch gar nicht verbrannt. –



Also, wertet die braunen Tausender wieder auf, man braucht sie nur zu suchen, die sind alle vergraben – raus mit dem Papiergeld – wir brauchen kein Hartgeld – das Geld ist sowieso hart zu verdienen – oder schafft das Geld ganz ab und dann ihr zugleich auch die Kriege ab – denn Geld regiert die Welt, das weiß jedes junge Kind. Geld ist ein Kapitel für sich – Kapital ist die Ursache jedes Krieges – also nieder mit dem Kapital! – Es lebe der Krieg – ah – nieder mit dem Krieg! Nieder mit dem Krieg – es lebe das Kapital. Nieder mit dem Finanzamt – es lebe die Geldentwertung. – Nieder mit dem Hartgeld – es lebe das Weichgeld. – Nieder mit den Lebendigen – es leben die Toten. – Nieder mit den Hohen – es leben die Niedrigen. – Nieder mit den Niedrigen – es leben die ganz Niedrigen. – Nieder mit dem Verstand – es lebe der Blödsinn.

Aus: Karl Valentin,
Das große Lesebuch (Fischer Klassik)



Angelikastraße, Nummer 4, in Dresden

Faszinierend und abstoßend zugleich – im Dresdener Stadtgebiet gibt es einige Orte, die man als geheimnisvoll oder eher unheimlich bezeichnen kann. Die Bautzner Straße Nummer 112a gehört dazu, und auch die Angelikastraße, Nummer 4, gleich in der Nähe. Stasi und KGB waren hier zuhause. Nicht weit davon spielt Uwe Tellkamps Roman „Der Turm“.

Heute wirkt alles friedlich in der Angelikastraße 4 in Dresden. Bäume stehen um die gelb gestrichene, zweistöckige Villa. „Rudolf-Steiner-Haus“ steht in einem Schaukasten an der Straße. Auf den Klingelschildern: Die „Anthroposophische Gesellschaft“, eine Naturheilpraxis und eine Psychologin.

Bis 1990 war die Angelikastraße 4 die Dresdner Außenstelle der I. Hauptabteilung des sowjetischen Komitees für Staatssicherheit – kurz KGB. Im Rück-



Wladimir Putin war im ehemaligen KGB-Sitz in Dresden stationiert (Deutschlandradio / Alexander Moritz)

blick prominentester Mitarbeiter: *Wladimir Putin*. Von 1985 bis 1989 war *Putin* als KGB-Offizier in Dresden stationiert. Offizielle Aufgabe: die Zusammenarbeit mit der DDR-Staatssicherheit.

„Da hat dann doch eine ganze Menge überlebt, wo man also sehen kann, was zwischen Stasi und KGB verhandelt wurde. Und dann kommt man also doch nach einiger Zeit zu ganz bemerkenswerten Erkenntnissen“, schreibt der Historiker *Hubertus Knabe*.

Er hat die Akten der Stasi auf Hinweise zur Tätigkeit Putins durchsucht. Bis 2018 war *Knabe* Direktor der Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen auf dem Gelände des früheren Stasi-Untersuchungsgefängnisses. „Seit dem Ukraine-Krieg hat mich das doch zunehmend interessiert, weil das Agieren in diesem Konflikt mich sehr an Verhaltensweisen von Stasi-



Wladimir Putin (b. r.) stieg bei seiner ersten Auslandsmission vom Major zum Oberstleutnant auf. Hier mit Stasi-Verbindungsmann Hardi Anders (M.) und seinem Chef Lasar Matwejew (v. r.) (Bundesarchiv (MfS, BV Dresden, Abt OT)).

Mitarbeitern oder Geheimdienstlern erinnert hat. Also dieses Täuschen – ob etwas wahr ist oder falsch, das ist eine rein taktische Frage.“

„Putin war keine große Nummer beim KGB.“

Zivilgesellschaft und NGOs (Nongovernment organizations) sind Wladimir Putin ein Dorn im Auge. Eine frühe Lehre aus Putins Dienstjahren als KGB-Mann in Dresden? Wissenschaftler sagen, die friedliche Revolution und der DDR-Untergang seien für Putin prägend gewesen.

Rund 500 Seiten Akten zu *Wladimir Putin* gibt das Stasi-Unterlagenarchiv auf Anfrage des Deutschlandfunks heraus. Einige hat *Putin* unterzeichnet, andere betreffen die KGB-Vertretung allgemein. Diese beschäftigte sich laut Stasi-Akten vor allem mit dem Schutz von Einrichtungen der sowjetischen Streitkräfte, der Spionageabwehr, aber auch der Anwerbung von Informanten für das KGB. *Putin* wurde während seiner Dresdner Zeit vom Major zum Oberstleutnant befördert. Zuletzt war er 1989 stellvertretender Leiter der Residetur. Erhalten ist auch sein in schwarzes Kunstleder eingebundener Hausausweis für die Stasi-Bezirksverwaltung. Wie alle KGB-Offiziere in Deutschland hatte *Putin* so Zutritt zu den Gebäuden des DDR-Geheimdiensts.



Mit diesem Ausweis hatte Putin Zutritt zu den Gebäuden des DDR-Geheimdienstes (Bundesarchiv (MfS, BV Dresden, Abt OT))

„Also das Besondere an der Tätigkeit *Wladimir Putins* beim KGB in Dresden ist eigentlich, dass er nichts Besonderes getan hat, sondern es ist eben doch eher banal gewesen, das mühsame Geschäft, West-Agenten anzuwerben. Das ist wirklich schwierig gewesen und auch nicht gerade eine Freude. Das heißt zum Beispiel, dass sämtliche Einreisen aus bestimmten Orten, wo die Bundeswehr war, in den Bezirk Dresden, die wurden dann abgefragt vom KGB: Wer besucht den Bezirk Dresden und kommt aus dieser Stadt, wo es eben eine Bundeswehrekaserne gibt? Oder wer schreibt Briefe aus dieser Stadt? Und man hat 300 Namen von Briefkontakten und dann kann man mühsam versuchen, da irgendwie einen Kontakt zu finden. Also, das ist alles irgendwie nicht so, wie man sich das vielleicht vorstellt bei James Bond oder wo auch immer“, so *Knabe*.

„Er war ein typischer KGB-Offizier in einem ost-deutschen Bezirk“, bestätigt *Douglas Selvage* von der Humboldt Universität Berlin. Der Historiker forscht seit Jahrzehnten in den Stasi-Akten. Vor zwei Jahren hat er ein Buch über die Zusammenarbeit zwischen KGB und der DDR-Staatssicherheit veröffentlicht. „Er war nicht eine große Nummer. Er war einfach einer von sieben Mitarbeitern von der ersten Hauptverwaltung des KGB, von der Aufklärung, die in diesem Büro praktisch gearbeitet hat.“

Eine solche sogenannte Residentur unterhielt das KGB in jedem DDR-Bezirk. Die Dresdner KGB-Niederlassung war eher klein. „Also diese Residenturen hatten im Grunde eine Doppelfunktion: Einerseits waren sie eben für den Kontakt zum MfS, zur Staatssicherheit, zuständig. Gleichzeitig waren aber die dort Entsandten – namentlich Herr *Putin* – Mitarbeiter der Auslandsspionage des KGB und waren also dort dann damit beschäftigt, nach Möglichkeit Personen zu finden, die als Spione tätig werden könnten für das KGB“, sagt *Knabe*.

Das Verhältnis von KGB und Stasi war ambivalent

Das KGB hatte die Stasi in den 50er-Jahren aufgebaut. Offiziell waren beide Dienste befreundet. Ein Vertrag regelte die Zusammenarbeit. Auf dem Papier waren die Dienste der „sozialistischen Brudervölker“ gleichberechtigt. Doch so war es in der Realität nie, sagt *Douglas Selvage*. „Sie waren nie gleiche Brüder und das MfS war ein Helfershelfer des KGB. Man sieht das auch im Zentrum der Macht. Zum Beispiel, wenn es um die Aufklärung geht. Ungefähr 90 Prozent der Aufklärungsinformationen der HV A, auch die wichtigen Telegramme, das heißt Eingangsinformationen von den Residenturen im Westen wurden einfach an den KGB weitergeleitet. Das heißt, die HV A war praktisch ein Geheimdienst für den KGB.“

Doch das KGB spionierte nicht nur in Richtung Westen, sondern hatte auch innerhalb der DDR eigene Informanten – die sogenannten „Residenten“. Einige Informanten übernahmen die KGB-Offiziere offiziell von der Stasi. Andere warben sie auf eigene Initiative an – teilweise ohne Wissen des DDR-Geheimdienstes. „Die Stasi hat nicht alles gewusst. Der KGB hat ihnen nicht alle Personen mitgeteilt, die sie rekrutiert haben. In den meisten Fällen erfuhr die Stasi erst davon, wenn der KGB um irgendwelche Falschausweise bat oder es irgendwelche operative Pannen gab“, so *Selvage*.

Pannen gab es auch im Bezirk Dresden immer wieder. Aktenkundig ist etwa ein Vorfall aus dem Juni 1978. Der Sohn einer überwachten Person entdeckte in einer von der Stasi ausspionierten Wohnung eine Wanze. Dilettantisch unter dem Sofa platziert hatte sie offenbar ein KGB-Agent, ohne Wissen der Stasi. „Da merkt man auch, dass das nicht besonders

professionell war, was die da in Dresden gemacht haben. Also das war nicht KGB Moskau, sondern das war wirklich tiefste Provinz. Also die Stasi war entsetzt. Das darf nicht passieren, weil da fliegt die ganze Konspiration auf, und die haben auch dann eine Untersuchung angefordert, und der oberste KGB-Chef von Ostdeutschland wurde dann auch unterrichtet, dass das eben so schief gegangen ist“, sagt *Knabe*.



Die Stasi lud KGB-Offiziere (*Putin* in der Mitte der hintere Reihe) regelmäßig zu feierlichen Veranstaltungen ein. Hier mit Stasi-Chef *Erich Mielke* (M.) und SED-Chef *Hans Modrow* (r.) (Bundesarchiv (MfS, BV Dresden, Abt OT))

Für welche Informanten *Putin* in Dresden zuständig war, lässt sich nicht eindeutig rekonstruieren. Zwar gibt es Akten zu Personen, die von der Stasi an das KGB übergeben wurden. Sie sind aber keinem konkreten Führungsoffizier zugeordnet, sondern allesamt den sogenannten „Freunden“ – die Stasi-interne Bezeichnung für das KGB. Zwar führte die Stasi-Bezirksverwaltung Namenslisten mit allen Personen, die sie an das KGB vermittelt hatte. Vermutlich mehrere tausend Personen. Von diesem sogenannten Sicherungsvorgang sind jedoch nur noch wenige Seiten erhalten. Mutmaßlich wurde das Dokument im Herbst 1989 gezielt zerstört. Das KGB hatte offenkundig Interesse, einige ihrer Quellen vor der Enttarnung zu schützen – und weiter zu nutzen.

Belegbar ist anhand der Akten, dass *Putin* mit der Führung von Informanten betraut war. Als einem KGB-Informanten das Telefon abgeschaltet wird, schreibt *Putin* an den Leiter der Dresdner Stasi: „Je-

Alltag für einen aufstrebenden Geheimdienstler: *Putin* (2.v.l.) im Museum der sowjetischen 1. Gardapanzerarmee (Bundesarchiv (MfS, BV Dresden, Abt OT))



doch gibt es trotzdem Probleme bei der Klärung dieses Problems. Wir bitten Sie, wirksame Unterstützung zu leisten.“ Doch der Historiker *Knabe* bezweifelt, dass der Erkenntnisgewinn durch diese Quellen besonders groß war. „Das ist sehr dünn. Aber alles, was ich bisher gelesen habe, deutet darauf hin, dass die Qualität dieser Agenten der KGB-Vertretung in Dresden äußerst miserabel war.“

In den Stasi-Archiven finden sich auch einige Dutzend Fotos, auf denen *Putin* zu sehen ist. Einblicke in den Alltag eines aufstrebenden Geheimdienstoffiziers. *Putin* war regelmäßig Gast bei offiziellen Empfängen der Stasi, wie der Vereidigung neuer Soldaten der Stasi-Wacheinheit des Bezirks. Fotos zeigen ihn – stets in Anzug und Krawatte – bei gemeinsamen Ausflügen mit Stasi-Offizieren, im Museum der sowjetischen 1. Gardepanzerarmee, bei einem Schach-Turnier. Zum 35. Geburtstag schenkte ihm der Leiter der Bezirksverwaltung Dresden einen Bierkrug nebst Blumen.



Geburtstagsbrief an „Genosse Putin“ zum 35. Geburtstag (Bundesarchiv (MfS, BV Dresden, Abt OT))

Putin war engagiert in der deutsch-sowjetischen Freundschaftsgesellschaft, knüpfte so Kontakte zu Stasi-Mitarbeitern – was durchaus erwünscht war. Ost-Berlin im Februar 1988: ein Festsaal der Staatssicherheit. Auf offener Bühne zelebrierten KGB und Stasi ihre unverbrüchliche Waffenfreundschaft.

„Werden aus Anlass des 38. Jahrestages der Bildung des Ministeriums für Staatssicherheit folgende Angehörige und Kollektive sowie sowjetische Tscheisten auf der Grundlage der Befehle des Ministers für Staatssicherheit ausgezeichnet und befördert. Mit der Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee in Bronze: Major *Putin, Wladimir Wladimirowitsch*.“

Dresden war die erste Auslandsmission für Putin

Putin ist einer unter vielen. Sein Name fällt bei der eineinhalbstündigen Veranstaltung erst spät. Dresden war die erste Auslandsmission für ihn. Eine Bewährungsprobe. *Hubertus Knabe*: „Herr *Putin* war offenbar besonders ehrgeizig, denn er wurde dann auch Par-

teisekretär. Das wird man freiwillig und wird nicht bezahlt. Das sind also, wie man früher sagte, die 150-Prozentigen.“

Putins Auslandseinsatz in der DDR aber findet ein jähes Ende: Im Herbst 1989 bricht sich in Dresden die „Friedliche Revolution“ Bahn. Am 5. Dezember besetzen Demonstranten die Stasi-Zentrale. Gegen Mitternacht drängen einige auch zur nahen Dienststelle des KGB.

Um eine Erstürmung zu verhindern, soll *Putin* zu den aufgebrachtten Demonstranten gesprochen haben. Der Augenzeuge *Siegfried Dannath-Grabs* erinnert sich in einer Dokumentation des Mitteldeutschen Rundfunks: „*Putin* kam auf die Gruppe zu, bis zum Tor, und sprach in einem fließenden Deutsch, aber mit festen und bestimmten Worten, aber unmissverständlich: „Das Gelände ist sehr gut bewacht von meinen Genossen. Sie haben Schusswaffen. Wenn Unbefugte in dieses Gelände eindringen, dann habe ich Schießbefehl erteilt.“

Ob *Putin* tatsächlich einen Schießbefehl angedroht hat, darüber gibt es unterschiedliche Aussagen. „Die Version, die am häufigsten erzählt wird, ist, dass er damit gedroht hätte. Aber das muss man noch einmal sehr genau überprüfen, ob das wirklich so stimmt“, meint *Hubertus Knabe*. Die KGB-Vertretung wurde von den Demonstranten nicht besetzt. Doch *Putin* und die anderen Mitarbeiter waren gezwungen, Akten zu vernichten. Mühsam gesammelte Informationen gehen in Flammen auf. „Dieses Aktenanlegen ist ein mühsames Geschäft. Da sitzen Sie an der Schreibmaschine und tippen da diese ganzen Berichte. Da steckt unheimlich viel Arbeit drin. Und dann schmeißen Sie das alles einfach ins Feuer, weil sie Angst haben müssten, dass das in falsche Hände gerät. Also, das ist keine Freude, das vergisst man nicht so schnell.“

Der Untergang der DDR

Den Untergang der DDR mitzuerleben, habe *Putin* dauerhaft geprägt, glaubt *Knabe*: „Die treffen sich da ständig mit der Stasi zu großen Feierlichkeiten, Ball der Waffenbrüderschaft, versichern sich, wie siegreich der Sozialismus ist und dann fangen die da an zu demonstrieren, und die politische Führung taucht ab. Das für sich schon mal ist ein Riesenschok. Da brach eine Welt zusammen, und das galt eben auch für den KGB.“ „Der KGB hat gewusst: Die DDR ist unser Vorposten im Westen und das ist Teil unseres äußeren Imperiums. Es darf nicht einfach von uns losgesagt werden. Und deswegen haben sie sich geärgert wegen *Gorbatschow*. Es gab diese imperiale Mentalität“, kommentiert *Douglas Selva*.

Einige der ehemaligen KGB-Agenten, mit denen *Putin* gemeinsam in Dresden stationiert war, sind heute in einflussreichen Positionen: *Nikolai Tokaren*, Chef des Öl-Pipelinebetreibers Transneft, ebenso wie *Sergej Tschemesow*, Geschäftsführer des Rüstungsunternehmens Rostec. „Das hängt nach meiner

Auffassung mit der besonderen Gemeinschaft zusammen, die es innerhalb einer solchen Geheimorganisation gibt. Diese Verschwörungsgemeinschaft, wo Loyalität das oberste Gebot ist. Wer illoyal ist, ist ein Verräter, wird erschossen. Das ist sozusagen in der DNA. Auch aus seiner Leningrader Zeit. Der Chef des Sicherheitsrates *Patruschew* zum Beispiel, der kommt auch vom KGB in Leningrad. Deswegen kann man schon sagen, dass letztlich als *Jelzin* abtrat, der KGB dank *Putin* die Macht übernommen hat“, meint *Knabe*.



Überreichung der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, rechts neben *Putin* sein Kollege *Sergei Tschemesow*, heute Geschäftsführer des Rüstungsunternehmens *Rostec* (Bundesarchiv (MfS, BV Dresden, Abt OT))

„Daran haben sich viele in der deutschen Politik lange nicht gestört. Das gilt auch für die Dresdner Landespolitik. „Ich freue mich, *Wladimir Putin* zu begrüßen. Herzlich Willkommen in der Sempoper.“ 2009 verleiht Sachsens damaliger Ministerpräsident *Stanislaw Tillich* *Putin* den St. Georgs-Orden in einem pompösen Festakt in der sächsischen Hauptstadt. „Es muss offen gesagt sein, dass ich nach Dresden mit einem besonderen Gefühl gekommen bin. Unumstritten ist das eines der Zentren der europäischen Kultur. Eine Stadt reich an Geschichte und eigenem Charme“, sagte *Putin* damals.

KGB-Netzwerke haben das Ende der DDR überdauert

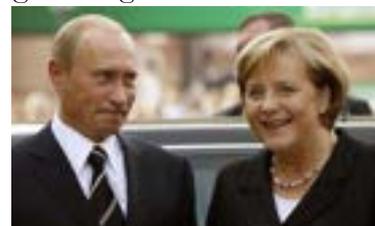
Zu diesem Zeitpunkt hatte Russland bereits das Nachbarland Georgien angegriffen und teilweise besetzt. Kritik an der Auszeichnung *Putins* gab es dennoch kaum. Ebenso wenig 2006, als er Dresden in seinem Amt als russischer Ministerpräsident besuchte. Wenige Tage zuvor war in Moskau die regierungskritische Journalistin *Anna Politkowskaja* ermordet worden. *Putin* besichtigt die Frauenkirche, bumelt durch die Dresdner Altstadt und den Zwinger. Lokale Medien berichten über *Putins* KGB-Zeit gerne, er habe Radeberger Bier gemocht, soll regelmäßig mit Stasi-Offizieren Fußball gespielt haben und zum Angeln ins nahegelegene Moritzburg gefahren sein.

„Wir haben uns in diesem Menschen getäuscht. Er hat sich völlig anders entwickelt“, so Sachsens Ministerpräsident *Michael Kretschmer* am 1. März 2022, bei seiner ersten Pressekonferenz nach dem russischen Angriff. „Wer heute sagt, er hätte sich in *Putin* getäuscht, der wollte es nicht wissen. Und das ist genau der Punkt in Deutschland, dass viele Politiker hier dieses Bündnis mit diesem KGB-Mann sehenden Auges gesucht haben. Aber wer sich damit näher beschäftigt hat, der wusste seit Jahrzehnten möchte ich sagen, dass es sich hier um einen skrupellosen

Machtpolitiker handelt. Und deswegen erscheint mir dieses Erstaunen jetzt bei vielen doch ziemlich gekünstelt und unglaubwürdig“, so *Hubertus Knabe*.

Der Historiker *Douglas Selvage* sieht ebenfalls eine bemerkenswerte

Kontinuität zwischen *Putins* KGB-Zeit und seinem Handeln als russischer Präsident. „Seine Politik in Russland kann auch zum Teil durch seine Erfahrung als



Bundeskanzlerin *Angela Merkel* empfing 2006 Russlands Präsident *Wladimir Putin* in Dresden (AP)

KGB-Offizier erklärt werden. Viele der Sachen, die seine Diktatur da macht, ist wirklich wie ein tschechischer Staat ohne die kommunistische Ideologie.“

Selvage geht davon aus, dass viele Informanten-Netzwerke des KGB das Ende der DDR überdauert haben. „Das wurde nie aufgearbeitet. Was hat der KGB eigentlich in Deutschland gemacht? Nicht nur in der DDR, sondern auch in der Bundesrepublik“, fragt *Selvage*. Das Stasi-Unrecht werde intensiv aufgearbeitet, der russische Geheimdienst sei jedoch ausgeblendet worden. „Es ist interessant, wie man in Deutschland immer wieder diese Geschichten liest über die CIA und NSA, was sie alles hier machen. Und natürlich nicht alles, was sie hier machen, ist schön. Aber es gibt andere Geheimdienste in Deutschland, es gibt den KGB oder den FSB in Deutschland, es gibt auch die Chinesen. Es gibt andere. Was machen die denn? Und wenn man das besser verstehen würde, wie der KGB in der DDR und in der Bundesrepublik damals agiert hat, würde man besser verstehen, wie der FSB und die sowjetischen Geheimdienste heute agieren.“

Anfang 1990 wird *Putin* vom KGB zurück nach Leningrad beordert. Hals über Kopf verlässt er Dresden. „Glorreich eingezogen in die DDR und schmachlich davongejagt. Das alles sind Dinge, die sich schon einprägen. Und das ist auch meine Überzeugung, dass er deshalb vor diesen, „zivilgesellschaftlichen Bewegungen“ nennt man das heutzutage, also Bürger, die sich zusammenschließen und den Behörden auf die Finger schauen, dass er denen misstrauisch gegenübersteht. Und auch in den letzten, ich möchte fast sagen, 20 Jahren doch eine Politik der systematischen Austrocknung dieser NGOs praktiziert hat“, sagt *Hubertus Knabe*.

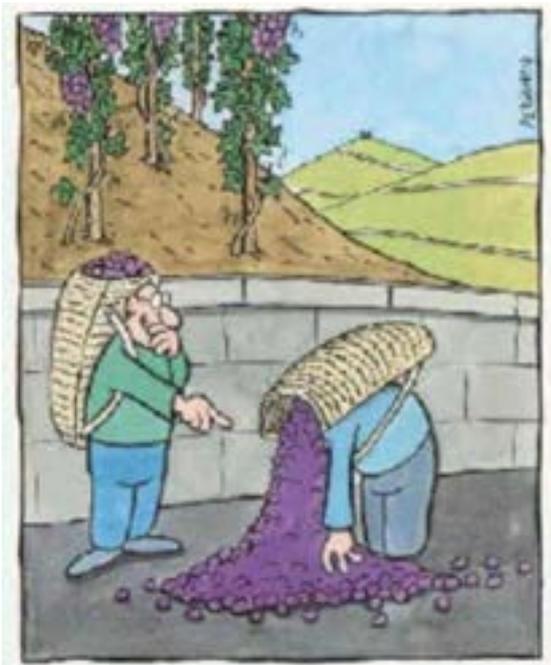
Dr. Reimund Mink

Quellen:

Hubertus Knabe, *Gefangen in Hobenschönhausen: Stasi-Häftlinge berichten*, List, 2007.

Alexander Moritz, *Fünf Jahre in Dresden, Putins Zeit als KGB-Offizier in der DDR*, Deutschlandfunk, 20.12.2022.

Douglas Selvage (Hg.), *Der „große Bruder“: Studien zum Verhältnis von KGB und MfS 1958 bis 1989* (BSIU), 3. Dezember 2021.



Der beliebteste Weinleser - Scherz :
Dein Schuh ist offen

Drei Winzer streiten sich um einen Namen für ihren neuen Wein. Meint der von der Mosel: „Moselschwärmer soll er heißen“. Darauf der vom Rhein: „Nein, Rheinschwärmer“. Entgegnet der von der Ahr: „Das geht bei mir nicht“.



Der Patient erwacht aus der Narkose und sagt erstaunt: „Herr Doktor, Ihr Bart ist aber gewachsen, hat die Operation denn so lange gedauert?“ „Erstens heiße ich Petrus, und zweitens habe ich schon immer einen Bart gehabt!“



Schreckgespenst

Es schlägt Mitternacht. Herr Huber, seit einigen Wochen Witwer, sitzt noch vor dem Fernseher. Mit einem Male schwebt vor ihm ein Gespenst. „Ich komme im Auftrag deiner Frau und soll hier spuken“, stöhnt es. „Tu nur“, antwortet Herr Huber. „Solange sie nicht selbst kommt...“



Suppe Medien

Im Kloster wird gebaut.
In der Küche bleibt Suppe übrig.
Die Oberin schickt die Küchenschwester mit der Suppe zur Baustelle,
um sie an die Arbeiter zu verteilen.
Sie beschließt, zuvor zu erforschen,
wie es um deren Glaube stehe.
Als Erstes trifft sie den Polier. Sie fragt ihn:
„Kennen Sie Pontius Pilatus?“
Der Polier schreit nach oben:
„Kennt einer den Pontius Pilatus?“
„Warum?“ tönt es zurück.
„Seine Frau ist da und bringt ihm das Essen!“

Hildegard Lincke



Oktoberlied

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenke ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Und wimmert auch einmal das Herz -
Stoß an und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz

Ist doch die Welt, die schöne Welt,
So gänzlich unverwüstlich!
Ist gar nicht umzubringen.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenke ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen an,
Und ehe sie verfließen,
Wir wollen sie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen!

Theodor Storm 1817 – 1888



Ich bin dankbar

Medien

für die Hose, die ein bisschen zu eng sitzt,
weil das bedeutet, ich habe genug zu essen.
Für das Durcheinander nach einer Feier, dass ich aufräumen muss,
weil das bedeutet, ich war von lieben Menschen umgeben.
Für den Rasen, der gemäht, die Räume, die geputzt werden müssen,
weil das bedeutet, ich habe ein Zuhause.
Für die laut geäußerten Beschwerden über die Regierung,
weil das bedeutet, wir leben in einem freien Land und
haben das Recht auf freie Meinungsäußerung.
Für die Parklücke ganz hinten in der äußersten Ecke des Parkplatzes,
weil das bedeutet, ich kann mir ein Auto leisten.
Für die Frau, die in der Kirche hinter mir sitzt und falsch singt,
weil das bedeutet, dass ich gut hören kann.
Für die Wäsche und den Bügelberg,
weil das bedeutet, dass ich genug Kleidung habe.
Für die Müdigkeit und die schmerzenden Muskeln am Ende des Tages,
weil das bedeutet, ich bin fähig, hart zu arbeiten.
Für den Wecker, der morgens klingelt,
weil das bedeutet, mir wird ein neuer Tag geschenkt.
Manchmal lohnt es sich, den Blickwinkel zu wechseln.

Hildegard Lincke



Gott mit uns

Ch. Hartlieb

Manchmal sehn wir Gottes Wege, manchmal sehen wir sie nicht:
sehn nur raue Schicksalsschläge, Halt und Sicherheit zerbricht.
Jederzeit jedoch auch dann geht Gott unsern Weg voran.
Manchmal spürn wir Gottes Nähe, manchmal scheint er uns so fern.
Kälte überfällt uns jähe, Angst bis in den tiefsten Kern.
Aber auch in größter Pein ist er da, und wir sind sein.
Manchmal traun wir Gottes Worten, manchmal zweifeln wir daran.
Schwer nur lässt sich Glauben horten und Vertrauen, das man gewann.
Doch wer Hilfe nötig hat, macht er fröhlich, heil und satt.
Manchmal trägt uns Gottes Güte, manchmal scheint es ringsum leer.
Selbst wer sich um ihn bemühte, fragt verzweifelt: Wo ist er?
Doch entgegen dem Verstand hält uns Gott in seiner Hand.
Jeden Tag und jede Stunde, jeden kleinsten Augenblick
bist du, Gott, mit uns im Bunde, gehst mit uns durch dünn und dick.
Stärke, leite und bewahre heute uns und immerdar.

Hildegard Lincke



Warum wir Trost brauchen

Nina Schmedding

Ein kleines Kind, das hinfällt und sich das Knie aufschürft, wird von der Mutter getröstet. Sie nimmt es in den Arm, redet ihm gut zu, singt vielleicht etwas vor: „Heile, heile Segen“. Trost ist in der Kindheit etwas Selbstverständliches.

In einem Erwachsenenleben, in dem Menschen selbstbestimmt nach Optimierung streben, sieht das anders aus: Der Wunsch nach Trost in unumkehrbaren Situationen „passt nicht in das Zeitalter selbstbewusster und aktivistischer Selbst- und Weltumgestaltung“, erklärt der niederländische Philosoph Jean-Pierre Wils. „Handeln und helfen statt trösten“ laute stattdessen die Devise, sobald Menschen nicht mehr vorankommen.

Wils geht der Ideengeschichte rund um dieses schwer zu fassende Gefühl – warum wir Trost brauchen – nach. Ärzte, Bestatter, Hospizmitarbeiter, Hebammen, Seelsorger erleben Situationen in ihrem Leben, in denen von ihnen Trost erwartet wird – etwa, wenn eine unheilbare Krankheit diagnostiziert wird oder ein geliebter Angehöriger stirbt.

Auch angesichts von Kriegen und Klimawandel haben die Menschen des 21. Jahrhunderts Trost nötig. Hier lässt sich durch das eigene Verhalten nur langfristig etwas bewirken, die sofortige Änderung der bedrohlich wirkenden Verhältnisse jedoch funktioniert nicht. Die Situation muss ausgehalten werden.

Der Mensch ist ein trostsuchendes Wesen. Das Wort Trost, das im Althochdeutschen im 8. Jahrhundert entstand und etymologisch mit dem Wort „treu“ verwandt ist, bedeutet Festigkeit, auch seelischer Halt, Zuversicht und Ermutigung im Leid. Das griechische Wort für Trost beinhaltet auch den Zuspruch, die Ermahnung.

Dass der Trost an sich keinen besonders guten Ruf genießt, wird in verschiedenen Redewendungen deutlich – er ist stets zweite Wahl: Wer ein Trostpflaster benötigt, gibt sich mit einem weniger guten Ersatz für etwas Angestrebtes

zufrieden. Auch wer sich „vertrösten“ lässt, bekommt nicht das, was er eigentlich wollte.

Traditionell gelten Religionen als Fundus des Trostes. Religiöse Rituale und Konzepte geben sowohl Sterbenden als auch Hinterbliebenen Hoffnung und Halt – was etwa in zahlreichen Psalmen zur Sprache kommt. Aber auch, wer nicht gläubig ist, kann Trost finden.

Immer suchten und fanden Menschen auch Trost in der Literatur, in der Poesie der Sprache. Gleichmaßen gilt das auch für die Musik, die die Menschen in andere Dimensionen versetzen kann. Ein menschliches Miteinander, Trostgespräche, Nähe und Gemeinschaft tragen vielfach dazu bei, dass Leid gelindert wird.

Jean-Pierre Wils empfiehlt den Menschen auch, nicht alles kaputt zu machen, was er für seinen Trost eigentlich benötigt. Die Natur zum Beispiel, allen voran Bäume, die mit ihrer Größe, Standfestigkeit und majestätischen Art faszinieren. „Nichts ist trostloser als die vertrockneten Wälder, die uns nur noch über ihr eigenes Ableben berichten. Ein gütiges Trostbecken droht uns abhanden zu kommen“, mahnt der Philosoph.

Ebenso können Tiere Trost geben – etwa der Hautkontakt zu ihnen, ihre lebendige Wärme und die Gewissheit, dass der Trost durch sie ohne Hintergedanken erfolgt.

Hildegard Lincke

Redewendungen und ihr Ursprung

Redewendungen sind fest in unserem Sprachgebrauch verankert – und das, obwohl uns bei vielen Ausdrücken komplett unklar ist, woher sie eigentlich stammen.

„Bier auf Wein, das lass sein...“

Jeder kennt den alten Weinspruch: „Bier auf Wein das lass sein. Wein auf Bier das rat' ich dir!“ Doch das vielbenutzte Weinzitat hat nicht mit einer möglichen Verkaterung zu tun. Im Mittelalter konnten sich normale Bauern keinen Wein leisten und tranken Bier. Hatte man erstmal den sozialen Aufstieg geschafft und war es einem möglich auch Wein zu trinken, wurde man gewarnt diese privilegierte Stellung zu schützen, damit man nie wieder Bier trinken müsste.

Reiner Waldschmitt



Der 20-DM-Schein mit der Maus von Uli Stein sah dem Original-Geldschein zu ähnlich. Die Polizei beschlagnahmte ihn und übergab ihn der Deutschen Bundesbank.

WARUM IST'S AM RHEIN SO SCHÖN?

Warum ist's am Rhein so schön?
 So heißt ein altes Lied;
 und jeder Mensch,
 man kann es seh'n,
 singt mit Begeisterung mit.
 In jedem rheinischen Lokal,
 in dem grad Stimmung ist,
 da singt man dieses einmal,
 „Weil es so herrlich ist!“

Ein Mädchen hat man in seinem Arm,
 ein Gläschen vor sich stehn;
 und singt - halbblau- zum Gott erbarm',
 warum ist's am Rhein so schön!
 Nein! Diese Touristenfröhlichkeit,
 die ist nicht Rheingauer Art.
 Geh einmal zu den Winzersleut'
 und ihr es bald erfahrt -
 und werdet auch den Sinn verstehn -
 warum ist's am Rhein so schön!

Ja, warum ist's am Rhein so schön?
 Das kann man im November seh'n.
 Von der Les' noch abgerackert,
 geht's enaus, es wird gezackert.
 Dünger muß man auch noch streu'n,
 sonst kann die Rebe nicht gedeih'n.
 Zwischendurch noch Nieselregen -
 und am Ende gar noch Schnee -,
 wenn de des emol gemacht hast,
 sag'ste nit mehr, des is schee!

Warum ist's am Rhein so schön?
 Wenn die Mannsleut' schneide geh'n;
 blitzblau die Händ' gefrore,
 kalte Füß' und steife Ohre!
 Frag' sie mal, und du wirst verstehn -
 warum ist's am Rhein so schön!



Traubenlese am Rhein

Warum ist's am Rhein so schön?
 Wenn die Weibsleut gerte geh'n.
 wate knöcheltief im Schlambes,
 Schuh' und Kleidung voller Brambes,
 kalte Händ' und kalte Füß',
 glaubst du, ne Wohltat wäre dies?
 Geh mal hin und frag sie dann -
 wie's am Rhein so schön sein kann!

Wenn der Saft steigt in den Reben,
 sich die ersten Blättchen heben,
 kann man auch nit nur rum sitze,
 dann heißt's: raus, wir müsse spritze

Und wer mal so voller Lust,
 hat im Sommer Stöck' geputzt -
 die Sonn' vom siebten Himmel brennt,
 die Zung' ein'm aus dem Hals raus hängt.
 Die Zeile erscheine noch mal so lang.
 Schnell en Schluck Woi - und weiter dann!
 Mach's mal mit - und du wirst verstehn,
 warum 's ist am Rhein so schön!

Warum ist's am Rhein so schön?
 Das kann man bei der Weinles' sehn.
 Doch nicht, wie man's meist so sieht, auf den Fotos,
 mit Mädchen im Dirndel, mit wackelnden Popos -
 die beiße in en Traub' enei -
 bei so ner Weinles' möchte ich aach emol sein!
 In Wirklichkeit sieht die süßeste Maus
 bei der Weinles' wie's größte Zores aus.

Die allerälteste Klamotte,
 die's ganze Jahr uf dem Speicher verrotte,
 die wer'n für so was angelegt,
 bevor mer in den Brambes geht.
 Un dann, de ganze Tag sich bücke,
 ein Nieselrege' leicht im Rücke',
 un dann schennt hinne so en Gescheite:
 ihr müßt noch viel, viel schneller schneide!
 Dann kann ein'm fast die Lust vergehn -
 ja, warum ist's am Rhein so schön!

Doch wenn dann der Most im Fasse
 langsam kommt ins Gären rein,
 wenn die ausgeschied'nen Gase,
 gluckern ihre Melodein;
 und wenn ich den süßen Moste
 tu nach ein'ger Zeit besch'n,
 wenn dann unter kund'gen Händen
 dieses Wunder reift heran,
 und ich hab zum guten Ende
 ihn im Glase stehen dann:

Golden ist des Weines Farbe
 und die Blume wunderbar!
 Ich an diesem Trunk mich labe
 und auf einmal wird mir klar:
 Alle Sorgen sind verschwunden,
 alle Mühen die vergeh'n.
 So ein Wein, der kann es kunden:

Darum ist's am Rhein so schön!

Günter Neitzer

Aus dem Leben gefallen

Silvia K. Becker

Vor einigen Jahren machten wir eine Städtereise nach Hamburg und dort hatte ich eine Begegnung der besonderen Art. Eine Begegnung, die mir gezeigt hat, wie aktuell das Gleichnis vom barmherzigen Samariter ist.

Wir wohnten in einer preiswerten Pension in der Innenstadt. Eines Abends schlendern wir die Straße entlang zu einem indischen Restaurant. Da höre ich hinter mir eine Stimme: „Passen Sie gut auf sich auf.“ Ich drehe mich um und entdecke - in einer geschützten Ecke auf einem Schlafsack sitzen - einen obdachlosen Mann. „Passen Sie lieber mal gut auf sich auf“, antworte ich und bin schon fast vorbei. Da fällt mein Blick auf sein sympathisches Gesicht. Ich bleibe zögernd stehen und frage etwas unbedarft: „Wenn ich Ihnen jetzt ein paar Euro gebe, hilft Ihnen das auch nicht wirklich weiter.“ Da ist der Herr im Schlafsack aber ganz anderer Meinung. „Wenn Sie mir ein paar Euro geben, kann ich mir davon eine leckere Suppe kaufen. Ganz in der Nähe ist ein Suppenladen, die verkaufen mir ihre Suppe immer zum halben Preis.“

Lachend krame ich ein paar Euro hervor. Und schon sind wir mitten im Gespräch. Er fragt mich, wo wir herkommen, was ich so mache, und dann vertraut er mir seine Geschichte an.

Er hatte früher einmal, so erzählt er mir, eine gute Arbeitsstelle im IT-Bereich, war ständig auf Dienstreise. Und er habe gleich um die Ecke eine Eigentumswohnung. „Wenn Sie in dieser Toplage eine Eigentumswohnung besitzen, dann sind Sie ein reicher Mann“, entgegne ich. Da fängt er unvermittelt an zu weinen. Und er erzählt mir von seiner Frau und seinem kleinen Jungen. Und von dem schrecklichen Tag, an dem sie eine Autoralley besucht haben. Sie standen mit Fähnchen am Straßenrand und winkten den vorbeifahrenden Autos zu. Da überschlug sich ein Wagen und raste in die Zuschauer. Sein Sohn und seine Frau waren sofort tot. „Das ist nun zwei Jahre her. Seitdem kann ich meine Wohnung nicht mehr betreten. Alles voller Erinnerungen. Ich kann das nicht.“ Und das Schlimmste für ihn sei, dass der Schuldige nur sechs Monate auf Bewährung bekommen habe. „Das ist für mich wie eine Ohrfeige.“

„Vielleicht verkaufen Sie die Wohnung besser und ziehen woanders hin“, überlege ich. Er fängt wieder an zu weinen. „Das geht doch nicht. Das habe ich doch mit meiner Frau alles gemeinsam aufgebaut.“ „Vielleicht gehen Sie einfach jeden Tag wenigstens eine halbe Stunde in ihre Wohnung und dann immer ein bisschen länger“, schlage ich vor. „Genau das hat meine Nachbarin mir auch geraten. Sie will unbedingt, dass ich wieder dort wohne“, entgegnet er. „Ich wohne nämlich im Haus, wo - er nennt den

Namen einer prominenten Künstlerin - auch wohnt.“ Er ist ein bisschen stolz auf die noble Nachbarschaft.

Auch ich kenne dieses Haus, das ein sehr schönes Restaurant beherbergt, in dem ich noch am Vortag Dinkelpasta gegessen habe. „Manchmal“, fährt er fort, „kommt auch der Herr Pfarrer vorbei, setzt sich zu mir auf den Schlafsack und dann reden wir. Manchmal fahren wir zusammen zum Grab und pflanzen Blumen.“

Später, als ich schon längst im Bett liege, bin ich immer noch berührt von dieser Begegnung. Eines finde ich ungemein tröstlich: Diese Geschichte ist in gewisser Weise eine positive Neuauflage des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter. Denn hier hat nicht nur einer geholfen. Nein, in dieser Geschichte helfen viele Menschen und erwählen damit den Obdachlosen zu ihrem Nächsten.

Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter hat tatsächlich im Laufe von zweitausend Jahren tiefe Spuren hinterlassen, sowohl bei gläubigen als auch nicht gläubigen Menschen. Diese Spuren haben sich so tief in die Herzen der Menschen eingegraben, dass es für viele eben nicht normal ist, an einem Menschen vorbeizugehen, der aus dem Leben gefallen ist.

Hildegard Lincke

Unser Küchentisch

Julia Ruiken

- Dreiundvierzig Jahre alt, auf Raten bezahlt -
unser Küchentisch.
- Die Beine aus Buchenholz, die Platte aus Resopal -
unser Küchentisch.
- Wenig Geld besessen, spärlich gegessen -
an unserem Küchentisch.
- Krank gewesen, wieder genesen -
an unserem Küchentisch.
- Wohnung renoviert, Butterbrote geschmiert -
an unserem Küchentisch.
- Pullover gestrickt, Wäsche geflickt -
an unserem Küchentisch.
- Plätzchen gebacken, Päckchen gepackt -
auf unserem Küchentisch.
- Eier bemalt, Rechnungen bezahlt -
auf unserem Küchentisch.
- Mit Gästen gegessen und fröhlich gegessen -
an unserem Küchentisch.
- Wäsche gelegt, Mann gepflegt -
an unserem Küchentisch.
- Briefe geschrieben, allein geblieben -
an unserem Küchentisch.
- Beide alt geworden, was wird nun werden -
aus unserem Küchentisch?

Hildegard Lincke

Menschen und Blumen

Christoph Hartlieb

Ein Dorfpfarrer hatte gepredigt, dass jeder sich mit seinem Schicksal abfinden müsse. Neid und Missgunst gegen scheinbar Bessergestellte seien von Übel. Jeder werde nur in seinen ihm eigentümlichen Verhältnissen glücklich.

Um die Unterschiede deutlich zu machen, führte er Beispiele an: so gedeihen zum Beispiel manche Blumen, wie Rosen, nur in der Sonne, während andere, etwa die Fuchsien, den Schatten bevorzugen.

An einem der nächsten Tage trifft er ein altes Mütterchen auf der Straße: „Grüß Gott, Herr Pfarrer! Das war aber mal eine schöne Predigt am letzten Sonntag!“

„Freut mich sehr! Und was hat Ihnen denn am besten darin gefallen?“ „Nun, Herr Pfarrer, jetzt weiß ich endlich, warum bisher meine Fuchsien nie recht gedeihen wollten.“

Hildegard Lincke



Der Abend

Caspar David Friedrichs Gemälde „Der Abend“ zeigt zwei Wanderer, die das Licht der untergehenden Sonne betrachten. Noch leuchtet es durch die Kiefernstämme, doch in kurzer Zeit wird sein Zauber erloschen sein und die Kühle der Nacht die Wanderer zur Umkehr mahnen. Friedrichs Werk setzt die romantische Vorstellung, das „Buch der Natur“ tiefgründig zu deuten und zu entschlüsseln, auf eindrucksvolle Weise um. Der besondere Blickfang ist die Hervorhebung der Überlagerung des Waldrandes mit der Dämmerung.



Caspar David Friedrich, *Der Abend*,
Niedersächsisches Landesmuseum Hannover, 1821/22

„Der Abend“ ist eines der vier Gemälde des in den Jahren 1821/22 entstandenen „Tageszeitenzyklus“. Dieser beschreibt zugleich den Lebenszyklus, in dem der Betrachter Kindheit, Jugend, Reife und die Gelassenheit des Alters zu erkennen vermag.

Seit über hundert Jahre hängt dieser Zyklus im Niedersächsischen Landesmuseum Hannover. Die Gemälde zeigen ideale Landschaften. Sie erinnern an den Harz oder an das Riesengebirge. Im Unterschied zu den Impressionisten in Frankreich malte Caspar David Friedrich diese Landschaftsbilder nicht im Freien, sondern im Atelier. Als bedeutendster Künstler der deutschen Frühromantik ahmte er nicht einfach die Natur nach, sondern schuf Werke von großer emotionaler Tiefe.

Dr. Reimund Mink

WANDERN UND REISEN

Der Limes – das Römerkastell Saalburg

In dieser Ausgabe des Westerbach-Blatts setze ich die Reihe über den Limes in unserer Heimat fort. Diesmal möchte ich die Saalburg als eines der attraktivsten Wanderziele entlang des Limes vorstellen. Sie ist von Niederhöchststadt aus verkehrsgünstig zu erreichen.



Die Saalburg aus der Vogelperspektive

Bei den Wanderungen rund um die Saalburg durch die herrlichen Taunuswälder gibt es vieles zu entdecken. Denn im Wald, wo der Limes als sichtbares Geländemerkmale auch in der „nachrömischen“ Zeit als Territorial-, Kreis- oder Gemarkungsgrenze gedient hat, hat er sich auf längeren Strecken als Erdwall gut erhalten. Die Grenzsteine sind im Limesgraben an vielen Stellen noch zu sehen. Im Wald sind zudem unterschiedliche Bodendenkmäler durch Eingriffe von außen besonders gut geschützt. So finden wir entlang des Weges deutlich sichtbare Hügel hölzerner Wachtürme und Reste von steinernen Wachtposten.



Der Limes - Erdwall und Rekonstruktion der hölzernen Grenzbefestigung

Die Geschichte des Kastells

Schon in vorgeschichtlicher Zeit verlief über den Saalburgpass eine wichtige Fernstraße vom Usinger Land in das Rhein-Main-Gebiet. Bei der Anlage des Limes erkannten die Römer die Bedeutung des Saalburgpasses und errichteten dort zu Beginn des 2. Jahrhunderts n. Chr. zwei kleine Lager. Eines hat einen polygonalen Grundriss, ein Tor und eine Umwehrung mit Zaun, Graben und Wall. Unmittelbar südlich stand das zweite kleine Kastell. Es hat einen fast quadratischen Grundriss, ein Tor und eine Umwehrung aus Holz und Erde sowie zwei Gräben. Es sind noch Spuren einer U-förmigen Mannschaftsbaracke zu finden. Zur gleichen Zeit entstand an der Stelle des heutigen Kastells ein etwa 0,7 ha großes Holz-Erde-Kastell für eine kleine, meist selbstständig operierende Hilfstruppe des römischen Heeres (numerus).



Die Saalburg – das Nebentor im Westen

Kurz darauf, um das Jahr 135 n. Chr., wurde dort ein 3,2 ha großes Kastell errichtet, das von der „*Cohors II Raetorum civium Romanorum*“ bezogen wurde, die zuvor im Kastell Kapersburg stationiert war. Die Anlage besaß eine Umwehrung aus Stein und Holz mit vier Toren und war von zwei Gräben umgeben. In der zweiten Hälfte des 2. Jh. n. Chr. wurde die Umwehrung als Steinmauer ausgeführt. Von den Innengebäuden wurden das Stabsgebäude (*principia*), das Speichergebäude (*horreum*) und wahrscheinlich Teile vom Kommandantenhaus (*praetorium*) in Stein ausgeführt; die Mannschaftsbaracken bestanden aus Holz.

Um das Kastell herum entwickelte sich das Lagerdorf (*vicus*), in dem die Familien der Soldaten lebten, aber auch Händler, Handwerker und Gastwirte ihren Geschäften nachgingen. Vom Haupttor im Süden des Kastells führte eine Straße schnurgerade in südöstliche Richtung nach Nida, dem Hauptort des römischen Verwaltungsbezirkes „*civitas Taunensium*“ am Nordrand von Frankfurt. An dieser Straße unmittel-

bar vor dem Tor befanden sich das Bad (thermae) und eine Herberge (mansio), dann folgten zu beiden Seiten der Straße die Häuser des Lagerdorfes, eine Zone mit Heiligtümern und anschließend das Gräberfeld. Vor dem Osttor befand sich ein großer Steinbau.

Um 260 n. Chr. wurde der Limes von den Römern aufgegeben. Die Soldaten und die Bevölkerung verließen ihren Stand- und Wohnort auf dem Taunuspass. Kastell und Lagerdorf verfielen.

Erforschung des Kastells

Die verfallenen Mauern des Kastells dienten im Mittelalter und bis in die Neuzeit hinein als Steinbruch. Der Zerstörung wurde erst Anfang des 19. Jahrhunderts Einhalt geboten. Zur Mitte desselben Jahrhunderts fanden die ersten archäologischen Untersuchungen statt. Verstärkt wurden die Ausgrabungen im Zusammenhang mit der Erforschung des Limes, seiner Kastelle und Wachttürme am Ende des 19. Jahrhunderts. Von 1894 an leitete der Architekt und Altertumsforscher *Louis Jacobi* aus Bad Homburg die Ausgrabungen.

Das Kastell und seine unmittelbare Umgebung waren damals vollständig ausgegraben; die Ergebnisse stellten für die damalige Zeit eine bedeutende wissenschaftliche Leistung dar. *Kaiser Wilhelm II.*, der sich schon als Kind bei seinen Besuchen in der Kurstadt Bad Homburg für die Ausgrabungsarbeiten interessiert hatte, veranlasste 1897 den Wiederaufbau des alten Römerkastells. Mit den Arbeiten zur Rekonstruktion wurde ebenfalls *Louis Jacobi* beauftragt. Auf den antiken Fundamenten des einstigen Römerkastells entstand so in den Jahren zwischen 1897 und 1907 die Rekonstruktion des Saalburgkastells. Dabei orientierte sich *Jacobi* an den Bauformen antiker Vorbilder, sodass die heutige Anlage einen annähernd originalgetreuen Eindruck einer römischen Militäreinrichtung bietet.

Römerkastell Saalburg und archäologischer Park

Das Römerkastell Saalburg ist weltweit das einzige wieder aufgebaute römische Kastell und präsentiert sich als Kombination aus Museum, archäologischem Park und Forschungseinrichtung. Nach dem Wiederaufbau wurde die Anlage in den letzten Jahren durch

zahlreiche Neubauten zum bedeutendsten römischen Museum und archäologischen Park am Limes gestaltet. Seit der Ernennung des Obergermanisch-Rätischen Limes zum Weltkulturerbe im Jahr 2005 ist die Saalburg das Zentrale Limesinformationszentrum für Hessen.

Aufgrund von umfangreichen Ausgrabungen, die bereits ab Mitte des 19. Jahrhunderts stattfanden, gehört der römische Militärplatz Saalburg zu den am besten erforschten Orten am Limes. Ein lebendiges Bild des römischen Lagers erschließt sich dem Besucher beim Erkunden des Museums: Archäologische Funde, rekonstruierte Bereiche, Inszenierungen und Modelle erzählen vom Leben der römischen Soldaten und der Bewohner des Dorfes vor den Toren des Kastells. Blickfänge sind die rekonstruierte Mannschaftsstube und das reich ausgemalte und eingerichtete triclinium, das Speisezimmer eines Offiziers.

Im Gelände vor dem Kastell befinden sich die konservierten, sichtbaren Überreste des römischen Kastellorfes. Zwei rekonstruierte Streifenhäuser, in denen sich das Limesinformationszentrum und der Museumsshop befinden, vermitteln einen Eindruck von der einstigen römischen Lagerdorfbebauung. Diese bestand aus nebeneinander liegenden, rechteckigen Holz-, Fachwerk- oder Steingebäuden, die mit ihren Schmalseiten zur Straße ausgerichtet waren. Im vorderen Bereich eines solchen Hauses befand sich über einem holzverschalten oder steinernen Keller meist ein Gewerbebetrieb, in dem Waren und Dienstleistungen des täglichen

Lebens feilgeboten wurden. Im rückwärtigen Teil lagen Wohnräume, die vereinzelt mit Fußbodenheizungen ausgestattet waren. Dahinter schloss sich ein Gartenbereich an.

Die Saalburg ist Knoten- und Ausgangspunktaus unterschiedlicher Wanderwege. Der Rundweg Saalburg (2,4 km) führt durch den Wald zu archäologischen Denkmälern und Rekonstruktionen im Umfeld des Römerkastells. Limeserlebnispfad und Limeswanderweg führen an der Saalburg vorbei. Der Einstieg in den Limeswanderweg, der mit einem schwarzen Limeswachturm des Taunusklubs markiert ist, befindet sich an der Fußgängerbrücke an der B456 unterhalb der Saalburg.

Dr. Reimund Mink

Quelle: www.denkmalpflege-hessen.de



Der historische Stadtkern von Berlin (Teil 1)

Das neue Humboldt Forum – ehemaliges Berliner Schloss

Ein spontaner Bummel durch den historischen Stadtkern von Berlin führte mich zunächst voller Erwartungen in das neue Humboldt Forum.

Am 16. Dezember 2020 wurde an der Stelle des alten Berliner Schlosses das neue Humboldt Forum als neues Schloss im Originalaufbau mit neuer Ausrichtung als Begegnungsstätte für Kultur, Kunst und Wissenschaft eröffnet. Das Berliner Stadtschloss galt als größtes Barockbauwerk nördlich der Alpen mit 1210 Räumen.



Humboldt Forum – Neues Schloss

An der Stelle des Neuen Schlosses auf der Spreeinsel in Berlin-Mitte errichtete Kurfürst *Friedrich II. von Brandenburg* im Jahre 1443 ein Residenzschloss, das in der Folgezeit den Kurfürsten, Königen und Kaisern des Hauses Hohenzollern als Regierungssitz diente. Im Laufe der Zeit wurde das Schloss mehrfach umgebaut und erweitert.

Im Auftrag des Königs *Friedrich I.* wurde das Schloss in den Jahren 1698- 1713 nach den Plänen von *Andreas Schlüter* und *Johann Friedrich Eosander* im Stil des norddeutschen Barocks umgebaut und war zentraler Blickfang und größtes Bauwerk in Berlin. Die 70 m hohe Kuppel ergänzte im 19. Jahrhundert das Stadtbild bis zur Zerstörung des Schlosses durch die Behörden der DDR im Jahre 1950.

Das Schloss wurde im 2. Weltkrieg durch Bombenangriffe beschädigt und war teilweise ausgebrannt. Trotz internationaler Proteste wurde das Schloss im Auftrag der Sozialistischen Einheitspartei der DDR aus ideologischen Gründen gesprengt, um Platz für Aufmärsche zu schaffen.

In den Jahren 1973 und 1976 wurde an dieser Stelle der Palast der Republik errichtet. Er war Sitz der Volkskammer der DDR mit spektakulären

Aufmärschen der Nationalen Volksarmee und öffentliches Kulturhaus. Nach der ersten freien Wahl in der DDR stimmte dann die Volkskammer der Wiedervereinigung Deutschlands zu. Ab 1990 wurde das Gebäude wegen Emission von krebserregenden Asbestfasern geschlossen.



Hauptfassade des Neuen Schlosses

Auf Beschluss des Deutschen Bundestages wurde das Gebäude von 2006 bis 2008 schließlich abgerissen, um Platz für etwas Neues zu schaffen.

Damit war der Weg zum Wiederaufbau des Berliner Schlosses frei. Im Jahre 2002 beschloss der Deutsche Bundestag die Wiedererrichtung des 1950 gesprengten Schlosses zur Wiederherstellung der Historischen Mitte von Berlin. Wieder aufgebaut wurden drei barocke Fassaden, die auf *Andreas Schlüter* zurückgehen sowie die Schlosskuppel incl. Kreuz von *Friedrich August Stüler* aus dem Jahre 1853. Das Schlossforum als Passage sowie die Fassade zur Spree hin sind Neuschöpfungen des italienischen Architekten *Franco Stella*.



Neue Fassade von der Spreeseite

Nach einer Entscheidung der internationalen Expertenkommission von 2002 soll das wiederaufgebaute Schloss als Sitz des neuen Humboldt Forums fungieren. Bauherrin und Betreiberin ist die Stiftung

„Humboldt Forum im Berliner Schloss.“ Ziel ist die Wahrung des geistigen Erbes von Wilhelm von Humboldt, das in Veranstaltungsräumen und Ausstellungen präsentiert werden soll. Gleichzeitig soll über die Geschichte des Schlosses und der Stadt Berlin informiert werden. Der Förderverein Berliner Schloss unterstützte das Projekt mit Spenden von über 120 Mio. Euro. Der Rest der Gesamtbausumme von über 600 Mio. Euro wurde durch staatliche Mittel bereitgestellt. Am 12. Juni 2013 fand die Grundsteinlegung statt. In einem zügigen Baufortschritt konnte am 16. Dezember 2020 die erste Teileröffnung erfolgen. Nachfolgend sollen einige bautechnisch interessante Details beschrieben werden.

1. Eosanderportal

Das barocke Eosanderportal (Portal III) von 1708-1713, das später nach *Johann Friedrich Eosander* benannt wurde, ist der prunkvolle Hauptzugang zum Schloss.



Zentraler Zugang Eosanderportal

Über dem Portal prangt die rekonstruierte 5 Tonnen schwere „Große goldene Wappenkartusche“ mit dem preußischen Adler aus dem Jahre 1902/1903 als historischer Bestandteil der Fassade. Außerdem wurden sechs prächtige Groß-Skulpturen in Höhe der Wappenkartusche bzw. darüber angebracht. Die Skulptur auf der linken Seite stellt *Moses* mit den zehn Geboten und die Skulptur auf der rechten Seite stellt *Elias* dar. Beide nehmen Bezug auf das Alte Testament und gehen auf König *Friedrich Wilhelm IV.* zurück. Die Skulpturen in Höhe der Wappenkartusche sind Allegorien auf die Herrschertugenden Stärke, Mäßigung, Gerechtigkeit und Weisheit. Am Hofportal wurden die christlichen Tugenden Liebe, Glaube,

Hoffnung und Gebet angebracht. In Höhe des Portalbogens befinden sich auf beiden Seiten je ein Bronzerelief mit der Grundsteinlegung von 1443 und des Modells von Schlüter aus dem Jahre 1699, darunter eine Widmung zur Erinnerung an Kurfürst *Friedrich II.* und König *Friedrich I.* Die lateinische Inschrift bei König *Friedrich I.* lautet in der Übersetzung gemäß Berliner Zeitung: „Ich werde mein Königsamt so führen, dass ich weiß, dass es sich um die öffentliche Angelegenheit und nicht um meine Privatangelegenheit handelt.“



Relief mit Widmung an Friedrich I.

Die Interpretation dieser Zeilen möchte ich offenlassen. König *Friedrich I.*, bekannt als Soldatenkönig, war gemäß seiner Zeit ein absolutistischer Herrscher, aber die Ideen der Aufklärung als Diener des Staates klingen nach meiner Ansicht in dem Text schon durch.

2. Kuppel mit Kreuz und Bibelvers

Über dem Eosanderportal ließ König *Friedrich Wilhelm IV.* als überzeugter Christ im Jahre 1844, also 140 Jahre nach dem Umbau des Schlosses, eine Kapelle unter der weithin sichtbaren Kuppel errichten. Auf der Kuppel wurde ein goldenes Kreuz als Zeichen eines sakralen christlichen Bauwerks angebracht.

Unterhalb der Kuppel sind die original wieder hergestellten biblischen Verse in umlaufender Schrift auf blauem Grund in goldenen Lettern aus der Apostelgeschichte 4,12 und Philipper 2,10 zu sehen:

„Es ist in keinem anderen Heil,
ist auch kein anderer Name
den Menschen gegeben, denn
in dem Namen Jesu, zur Ehre

*Gottes des Vaters. Dass in dem
Namen Jesu sich beugen sollen
aller derer Knie, die im
Himmel und auf Erden und
unter der Erde sind.“*



Kuppel mit Kreuz und Bibelspruch

Dieser weithin christliche Bezug des neuen Schlosses, also Kreuz und Bibelvers, löste sofort einen Sturm der Entrüstung mit den fadenscheinigsten Argumenten aus. An der Spitze der Entrüstung steht ausgerechnet die aktuelle Kulturstaatsministerin *Claudia Roth*. Das christliche Symbol des Kreuzes wird mit Kolonisation und Unterdrückung fremder Völker insbesondere auf dem afrikanischen Kontinent gleichgesetzt. Diese Argumentation lässt sich heute nicht mehr halten. Allein in Nigeria gibt es heute mehr als doppelt so viele Christen wie in Deutschland, die ein sehr lebendiges Christentum praktizieren.

Unter dem Bibelspruch „sich beugen sollen aller derer Knie“ wird sofort ein preußischer „Untertanengeist“ vermutet, dass der König die Menschen auf die Knie zwingt.

Gott sei Dank gibt es noch Politiker, die unsere christliche Tradition in allen Ehren verteidigen. Die damalige Kulturstaatsministerin *Monika Grütters* begrüßt das Kreuz als Symbol für das Christentum, für Nächstenliebe, Freiheit, Weltoffenheit und Toleranz. Sogar der Vorsitzende des Zentralrats der Muslime *Aïman Mazyek* sagte, das Kreuz auf der Kuppel gehöre als kulturelles und historisches Erbe dazu. Der Theologe *Richard Schröder*, Vorsitzender des Fördervereins, positioniert sich ganz klar für das Kreuz und empfiehlt, den Bibeltext einmal zu lesen und zu verstehen. Dann wird klar, dass es sich einzig um Jesus und nicht um den preußischen König handelt, der seine Untertanen auf die Knie zwingt.

Im Weiteren wird geplant bzw. diskutiert, die Inschrift nachts mit anderen Texten zu überblenden. Zusammenfassend kann hier festgestellt werden, dass unsere Politiker und „Kulturschaffenden“ sich mit unserer christlichen Tradition und unserem christlichen Erbe immens schwertun, wenn nicht sogar ablehnend gegenüberreten.

3. Innenhöfe

Innerhalb des Schlosses befinden sich drei Innenhöfe, wobei zwei nach oben offen sind und der dritte im zentralen Eingangsbereich am Eosanderportal als überdachtes Foyer fungiert.



Schlüterhof im Humboldt Forum

Der prunkvollste Innenhof ist der Schlüterhof mit einer modernen Fassadengestaltung. Nur die Ein- und Ausgangsportale sind den historischen Ursprüngen nachempfunden.

Innerhalb der Höfe gibt es ein vielfältiges kulinarisches Angebot und Museumsshops. Hauptaufgabe der Innenhöfe ist jedoch die Bereitstellung von Räumlichkeiten für die vielfältigen Ausstellungen und Veranstaltungen mit dem Ziel, ein offenes Forum für weltweite Kulturprojekte zu bieten. Gleichzeitig soll die Möglichkeit für weitere historische Gestaltungen geschaffen werden.

Die bekannteste Ausstellung ist aktuell die über die Geschichte Berlins, die 800 Jahre der gesellschaftlichen, städtebaulichen, kulturellen und politischen Entwicklungen der Stadt betrachtet.

Insgesamt gesehen ist das Humboldt Forum – Neues Berliner Schloss ein sehr gelungenes, architektonisch und historisch wertvolles Ensemble in Berlin-Mitte sowie eine kulturelle Bereicherung für die Stadt. Von der Dachterrasse des Schlosses bietet sich ein einzigartiger Blick auf die Wahrzeichen Berlins.

Rainer Gutweiler

BUCH, KUNST UND MUSIK

Gemalter Glaube – die Stuppacher Madonna

In Stuppach, einem Stadtteil von Bad Mergentheim, befindet sich in einer Seitenkapelle der dortigen Pfarrkirche Mariä Krönung das berühmte Marienbild von *Matthias Grünewald* (*Matthias Gotthardt Nidhard*), das als eines der bedeutendsten Werke mittelalterlicher Tafelmalerei gilt: die Stuppacher Madonna.

Wohl kaum ein Marienbild in der Welt ist wunderbarer in den Tönen seiner Farben, verhaltener und erregender in seinen Zeichen, umfassender und dichter in der Sprache seiner Symbole - als jenes Marienbild, das im Jahr 1812 seine Heimat im hohenlohisch-fränkischen Dorf Stuppach fand.

Die Stuppacher Madonna zählt neben dem Isenheimer Altar zu den Hauptwerken von *Matthias Grünewald*. Er gilt neben *Albrecht Dürer* als der größte deutsche Maler seiner Zeit. Von seinem herausragendem, aber nicht umfangreichen Werk sind 23 Tafelbilder und knapp 40 Handzeichnungen erhalten. Über die Identität des Malers sind viele Spekulationen angestellt worden. Gesichert ist die Begegnung mit *Albrecht Dürer*, der italienischen Renaissance und der niederländischen Kunst. Andererseits zeigt *Grünewalds* Werk Verwurzelungen zur mittelalterlichen Welt; unter anderem sind Einflüsse der Mystikerin *Birgitta* nachweisbar. *Grünewald* war von 1490 bis 1495 in Aschaffenburg tätig. Von 1501-1526 arbeitete er im benachbarten Seligenstadt.

Seit 1508 stand er im Dienst des erzbischöflichen Hofes in Mainz. Während des Bauernkrieges schied *Grünewald* aus dem Hofdienst. Er verdiente danach seinen Lebensunterhalt als Seifensieder in Frankfurt am Main, anschließend war er als „Wasserkunstmeister“ in Halle an der Saale tätig. Dort verstarb er vermutlich im Jahr 1529. Zu den frühen Werken *Grünewalds* gehört die wahrscheinlich begonnene Verspottung Christi, zu sehen in München in der Alten Pinakothek. Zwischen 1512 und 1515 schuf *Grünewald*



sein Hauptwerk, den Isenheimer Altar, ausgestellt im Musée d'Unterlinden in Colmar. In den Jahren von 1516 bis 1519 entstand die Stuppacher Madonna. Ursprüngliche Heimat des Marienbildes war die Maria-Schnee-Kapelle in der Stiftskirche St. Peter und Alexander zu Aschaffenburg. Seit 1516 war es dort das Mittelbild des dreiflügeligen Altarwerks. Der rechte Seitenflügel beinhaltete das Maria-Schnee-Wunder, das sich im Jahre 352 in Rom ereignete. Der linke Seitenflügel ist verschollen.

Im Jahr 1532 kam das Marienbild als Geschenk des Kardinals *Albrecht von Brandenburg* an den Deutschen Orden nach Bad Mergentheim, wurde wiederholt restauriert, nach Zeitgeschmack übermalt und *Rubens* zugeschrieben. Nach der Aufhebung des

Deutschen Ordens im Jahr 1809 fand die Maria-Schnee-Tafel durch den Pfarrer und Deutschordenspriester *Balthasar Blumbofer* in der Pfarrkirche Mariä Krönung drei Jahre später eine neue Heimat.

Nachdem schließlich im Jahr 1908 die Kunstwissenschaft die Stuppacher Madonna *Matthias Grünewald* zuerkannte, übergab das kleine Pfarrdorf sein Madonnenbild von 1926-1931 zur gründlichen Restaurierung an Professor *von Tettenborn* in Stuttgart. Währenddessen wurde an die spätgotische Pfarrkirche eine eigene Kapelle für die „geliebte Madonna“ und ihre Freunde angebaut.

Es ist ein Bild der Zweisamkeit: eine Mutter und ihr noch ganz kleines Kind schauen sich an. Maria sitzt und das Kind steht auf ihrem Schoß, sie hält ihn mit der rechten Hand, der Kleine guckt zu ihr nach oben und lächelt ihr zu. Der Blick der Mutter zum Kind ist voller Zärtlichkeit, sie hat ihren Kopf leicht zu ihm geneigt, ihr Gesicht ist ganz entspannt und klar, aber es scheint, als würde sie auch lächeln. Die beiden haben alabasterweiße Haut, der kleine Junge ist strohblond, und seine Mutter hat langes wellendes rot-blondes Haar.

Eine prominente Stelle auf dem Bild nimmt Marias linke Hand mit ihren langen Fingern ein. Mit dem Daumen, dem Zeigefinger und dem Mittelfinger hält sie eine kleinen Frucht vor ihrem Kind, als würde sie

sie ihm reichen. Dabei sind der Ringfinger und der kleine Finger in einer gekünstelt graziösen Geste weit abgespreizt. Die Finger des Kindes zeigen auf Marias Halsschmuck und den Baum, unter dem sie sitzt.

Vieles auf dem Bild hat eine symbolische Bedeutung. Die zahlreichen Details des Bildes gehen über den Moment der liebevollen Zweisamkeit zwischen Mutter und Kind hinaus und vermitteln uns heilsbringende Botschaften: Neben Maria wachsen weiße Lilien als Symbol ihrer Unschuld, hinter ihr ist eine mittelalterliche Kirche zu sehen, zu ihren Füßen stehen eine weiße Porzellanschale und ein Krug, dahinter ein Kreuz und Bienenstöcke, über ihr der Regenbogen und ganz oben Gottvater mit den Engeln, die Maria die Krone bringen. Diese vielen kleinen Botschaften des Bildes lassen sich enträtseln, doch ein ewiges Rätsel wird wohl dieser Blick der Mutter auf ihr kleines Kind bleiben: so ruhig und so liebend.

Dr. Reimund Mink

Neo Rauch

Er ist der Star unter den deutschen Malern. Er malt Bilder, die aus der Zeit gefallen sind – und es sind Geschichten, die niemand versteht. Allein, dass diese



Neo Rauch in seinem Atelier in der Baumwollspinnerei in Leipzig.

Figurenszenen mit männlichen und weiblichen Akteuren, manchmal auch mit Tieren, undeutbar geworden sind. Als wäre ihnen der Sinn abhandengekommen. Um vielleicht einem tieferen Sinn Platz zu machen. Das wäre dann eben Kunst im eigentlichen und besten Sinn. Genauer, *Neo Rauchs* Kunst: seine Art und Weise, die Wirklichkeit in ein Bild zu bannen.

Oder eher Versatzstücke einer irgendwie gearteten Wirklichkeit.

Neo Rauch setzt zwar auf das Wirkliche, er malt gegenständlich, realistisch. Er tut es aber so, dass seine Bilder gleichwohl etwas Unrealistisches, Entrücktes haben. Da schwingt immer etwas Zeitvergessenes mit: ein gewisses Pathos auch, ähnlich wie in alten Historienbildern.

Nur dass sich der historische Hintergrund bei *Neo Rauch* sonderbar verflüchtigt und sich aus dem Bild gestohlen hat. Historienmalerei ohne Historie. Wir tasten uns vor und suchen zu ergründen. Zwar ist

alles so real wie der helllichte Tag, nur merkwürdig gefroren.

Deswegen wohl haben seine Bilder auch etwas so Bedrohliches. Ein Unbehagen geht um in ihnen. Ähnlich wie bei einem schlechten Traum, an den wir uns am Morgen beim Erwachen erinnern. Was war da noch mal? Die Bilder sind zum Greifen nah, aber zu einem Ganzen lassen sie sich nicht mehr zusammenfügen. Da stimmt vieles nicht: Die Perspektiven, die Größenverhältnisse der Figuren, Vorder- und Hintergrund purzeln durcheinander.

Neo Rauch wurde auch schon als der rätselhafteste Maler Deutschlands tituiert. Seine Gemälde verweigern sich jeder Interpretation. Ist *Rauch* ein Phantast? Nicht dass *Neo Rauch* Traumbilder malen würde. Es ist viel konkreter. Magischer Realismus trifft es genauer. Mit einer Note Surrealismus, wenn man denn auf der Realität beharren will. Seine Bilder sind so real wie eben Träume, die uns in ihrer geträumten Wirklichkeit manchmal existenziell bedrängen. Es droht dann alles ins Albtraumhafte zu kippen. Unheimlich ist das.

Was aber will uns *Neo Rauch* sagen? Seine Malerei kündigt vielleicht vom Schicksal, als Menschen dazu verdammt zu sein, nach einem Sinn zu suchen. Da ordnen Menschen ihr Tun Tag für Tag und selbst noch nachts im Traum und weben unablässig an einer Erzählung. Da wird stets etwas verhandelt. Da geht es ums Menschsein in der prekären Gemeinschaft mit anderen. *Rauchs* Bilder stellen immer eine Art zwischenmenschliches Konfliktgefüge dar.

Neo Rauch ist kein politischer Künstler, will es nicht sein. Was aber wäre Politik viel anderes, wenn nicht genau all dies? Seine Kunst ist politisch im höheren Sinn. „Schaut her“, sagen seine Bilder: „Das Dasein, das Zusammensein, das Auf-der-Welt-Sein ist kompliziert. Schaut her und gebt euch Mühe. Findet den roten Faden.“ *Rauchs* Bilder sagen das aber natürlich nicht im Befehlstone, sondern auf eine leise Art. Deswegen sind es Bilder der Kunst und keine Propagandakunst. Auch wenn *Rauchs* Bildsprache etwas von der Malerei des sozialistischen Realismus anhaftet.

Neo Rauch wurde 1960 in der ehemaligen DDR, in Leipzig geboren. Dort studierte er an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Malerei. Dort absolvierte bereits sein Vater ein Studium. Seine Mutter studierte Buchgestaltung. Beide Eltern kamen kurz nach seiner Geburt bei einem Zugunglück ums Leben. *Neo Rauch* wuchs bei seinen Großeltern auf.

Buchkunst, das ist auch Bilderbuchkunst. Und *Neo Rauchs* Malweise erinnert bisweilen an Buchillustration. Comichaft, nüchtern, plakativ und in den opaken Farben, mit welchen alte Kinderbücher von

„Max und Moritz“ bis „Struwelpeter“ koloriert wurden. Tatsächlich macht der Künstler immer wieder Anleihen bei der Jugendbuchillustration oder beim Bilderbogen der 1940er und 1950er Jahre.

Seit über einem Vierteljahrhundert verfolgt *Neo Rauch* diese Art von Malerei – ein Nebengleis abseits dessen, was an gegenständlicher Malerei sonst auf dem Kunstmarkt gefeiert wird. Neue Leipziger Schule nennt sich das. Dazu gehören weitere Protagonisten wie *Tilo Baumgärtel*, *Tim Eitel* oder *Matthias Weischer*.

Neo Rauch gilt als ihr Wegbereiter. So hatte er denn auch schon eine Hochschulprofessur inne. Bis 2009, dann quittierte er den Dienst. Als Grund dafür gab *Rauch* – neben dem „skandalösen Mittelmaß“ des bürokratischen deutschen Hochschulbetriebs – die zeitraubende „Erwachsenenrolle“ an, in die er sich als Professor gedrängt sah. „Ich musste da ausbrechen, weil ich auf diesen Sitzungsstühlen eine komplette Nullnummer bin.“

Aus Ostdeutschland stammt auch *Neo Rauchs* Galerist *Judy Lybke*. „Neue Leipziger Schule“ ist sein Marketinginstrument, mit dem er Erfolg hat, besonders bei den amerikanischen Sammlern. Bei ihnen hat *Lybke Rauch* groß gemacht. Es gab Phasen, da *Rauchs* Bilder an *Lybkes* Stand auf der Kunstmesse Art Basel in den ersten Minuten nach Eröffnung ausverkauft waren.

Früh schon wurden *Rauchs* Werke für sechsstelligen Summen gehandelt, oft auf Vorbestellung, noch bevor sie der Künstler überhaupt gemalt hatte. Im Jahr 2007 widmete ihm das Metropolitan Museum in New York eine Einzelausstellung.

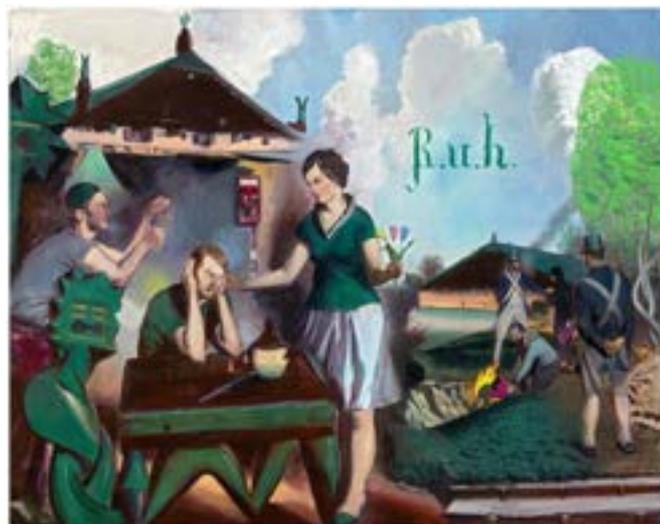


Neo Rauch, Keine Angst, 2020. Courtesy: Galerie EIGEN + ART Leipzig/Berlin und David Zwirner @ 2023, ProLitteris, Zürich.

Das klingt nach Shooting Star. *Rauchs* Malerei – eine Form deutscher Pop Art – aber ist beständig populär. Sie soll „etwas die Zeiten Überdauerndes sein und nicht etwas sein wollen, was dem Zeitgeist sich anvermählt“, sagt *Neo Rauch*. Er selbst bezeichnet sich als konservativen Maler. Und begründet dies mit der Annahme, dass eine gewisse Zeitlosigkeit von Kunst deren Überlebensfähigkeit stärke. Sein

Galerist prognostiziert, *Rauchs* Bilder würden auch noch in zweihundert Jahren interessieren.

Neo Rauchs Malerei ist umstritten. Kritiker halten ihn für rückwärtsgewandt, seine Kompositionen für pathetisch und überfrachtet von Symbolik. Im Zeichen der Kunstfreiheit bediene sich *Neo Rauch* latent „rechter Motive“. Überraschen kann diese Kritik nicht: Wer sich heute in Deutschland konservativ nennt, darüber hinaus figürlich malt und seine Bildmotive auch noch in seiner Heimat findet wie *Neo Rauch*, dem wird im linksdominierten Kulturmilieu rasch eine rechtslastige Gesinnung, wenn nicht Ärgeres unterstellt.



Neo Rauch, Der Hörer, 2020. Courtesy: Galerie EIGEN + ART Leipzig/Berlin und David Zwirner @ 2023, ProLitteris, Zürich.

So gibt es immer wieder Bilder mit politischen Bezügen. Auf dem Bild „Der Hörer“ etwa findet eine Megafon-Verbrennung statt. Die Szene liest sich wie ein Kommentar gegen Aktivismus. Hierzu meint er: „Ich halte mein Sensorium so offen, dass auch das allzu Grobkörnige auf meinen Leinwänden seinen Niederschlag finden kann. Ich peile nichts direkt an, aber mitunter gibt es Passagen, die zeigen, dass dem Kollegen *Rauch* etwas über die Hutschnur ging. Ich lasse das dann meistens nicht gelten. Aber im Falle dieses Bildes habe ich beschlossen, dass es sein darf. Ich weiß zwar nicht, ob diese Dinger überhaupt brennen können. Aber auf jeden Fall haben sie nichts anderes verdient, als von dieser Erde zu verschwinden. Wer zum Megafon greift, der hört nicht mehr zu. Darum sind Menschen mit Megafonen meine Feinde.“

Auch zu den Vorgängen auf der letztjährigen Documenta äußerte er sich. Nach seiner Meinung drückte sich der Skandal in antisemitischen Vulgaritäten aus. „Daneben fand aber auch eine tiefgreifende Attacke auf den Künstler als solchen statt. Ich halte viel von dem Prinzip, dass der Künstler in seiner

Daseinsform ein Sonderling ist, ein von gesellschaftlichen Grundmaßstäben in bestimmter Weise abweichender Könner. Kassel huldigte hingegen dem Kollektivismus. Und dieser erinnert natürlich an grauenvolle Zustände, die wir hinter uns gebracht wähten. Die Documenta war eine Attacke auf den nicht normierbaren Sonderling, der etwas kann, was andere nicht können, und der Anlass gibt zum ehrfürchtigen Staunen. Wenn dieser verschwindet, dann verschwindet mehr, als sich manch einer zu erträumen wagt.“



Neo Rauch, Elisabethkapelle im Naumburger Dom, Glasfenster mit drei Szenen aus dem Leben der Heiligen Elisabeth: Abschied, die Kleiderspende sowie Elisabeth am Bett eines Aussätzigen, 2007.

Was die menschliche Natur betrifft, macht sich Neo Rauch nichts vor. „Wir müssen uns mit dem Bösen arrangieren“, sagt er. Und verhandelt dies in seiner Malerei. Der Mensch sei ein Engel und ein Teufel in einer Gestalt. Und man sei gut beraten, den Teufel im Menschen permanent im Blick zu haben. Neo Rauch tut dies mit seinen Figuren, von welchen man nie genau weiß, ob sie gut oder böse sind.



Neo Rauch, Herkunft, 2019. Courtesy: Galerie EIGEN + ART Leipzig/Berlin und David Zwirner @ 2023, ProLitteris, Zürich.

Weil Neo Rauch konservativ ist, ist er Außenseiter geblieben. Seine Kunst versucht er vom Zeitgeist fernzuhalten, seine Heimat aber sieht er in Gefahr. Deutschland verabschiede sich aus der Riege der ernstzunehmenden Völker, sagt er. Und das ostdeutsche Lebensgefühl sei immer noch: „Entschuldigen Sie, dass ich existiere.“

Dr. Reimund Mink

Der Osten: eine westdeutsche Erfindung

„Jetzt wächst zusammen, was zusammengehört“, konstatierte Willy Brandt angesichts des Mauerfalls 1989. Heute wird das kaum noch zitiert. Brandts Diktum ist ein Fall für die Geschichtsbücher, verdrängt von einseitigen Zuschreibungen. „So isser, der Ossi“, titelte etwa der Spiegel im Jahr 2019 im Hinblick auf dreißig Jahre Mauerfall, während andere überzeugt davon sind, dass die „Ossis alle Kommunisten und Faschisten“ seien. Ostdeutschland wird im bundesrepublikanischen Diskurs seit der Wende als das Störende, Andere, Demokratieunfähige betrachtet.



Jetzt ist einem Ostdeutschen, o Wunder, der Kragen geplatzt: Dirk Oschmann beschreibt in seiner Streitschrift „Der Osten: eine westdeutsche Erfindung“ (Ullstein-Verlag, Berlin 2023), wie Deutschland eigentlich immer noch aus zwei äußerlich zusammengefügte Teile besteht. Wobei der westliche Part selbstgerecht, angewidert oder einfach nur dumm, aber immer despektierlich auf seine Mitmenschen im Osten schaut, die „aufholen und sich normalisieren“ müssten.

Angesichts des Vorwurfs, „dass eine Art Ost-Identität“, sprich: Demokratieunwilligkeit, für die wachsende Spaltung Deutschlands verantwortlich sein soll, sieht der Leipziger Literaturprofessor sich gezwungen, daran zu erinnern, dass es die ehemaligen DDR-Bürger waren, die durch friedliche Revolution die Diktatur zum Implodieren brachten.

So plausibel es ist, dass jene einschneidende Demokratieerfahrung von 1989 Ostdeutsche schneller zu Straßenprotesten bringt, um „etwas im Staat bewegen zu können“, so lässt sich hier ein gutes Beispiel festmachen dafür, wie den Ostdeutschen ihr Verhalten bei jeder Gelegenheit negativ ausgelegt wird. In diesem Fall als „demokratiefeindliche Positionierung“ von „Wut-Bürgern“, wo es sich doch eigentlich um ein laut Grundgesetz verbrieftes Recht handelt, zu sprechen, greift daneben. Der Hinweis auf die Demonstrationen ist eine der seltenen Passagen, in denen Oschmann überhaupt eine Erklärung „des Ostens“ liefert. Denn sein Buch dreht den Spieß um: Mit nichts als Vorwürfen hält der Ostdeutsche dem Westen den Spiegel vor. Seine Beschreibung deutsch-deutscher Zustände gleicht bald 32 Jahre

nach der Wiedervereinigung einer Bankrotterklärung auf 200 Seiten.

Die Deutschen, so der Tenor, hätten es bis heute nicht geschafft, die Geschichte von BRD und DDR zwischen 1945 und 1990 als eine gesamtdeutsche Geschichte zu begreifen. Und solange die „innerdeutsch übersichtliche Geografie“ die Vorstellung einer mentalen Spaltung des Landes in Osten und Westen, sprich: „Schwarz und Weiß“, befördere, werde Deutschland „ein geteiltes Land bleiben“.

Oschmanns Buch stürmt jedenfalls die Bestsellerlisten, und der in diesem Zusammenhang oft mitgelieferte Hinweis, dass es leider vor allem im Osten gekauft werde, darf als ein schöner Beleg gelten für die These, dass der Westen weiterhin Desinteresse demonstriert. Die einschlägigen Reaktionen auf *Oschmanns* explizite Polemik unterstreichen diesen Eindruck. Da wird eher selten auf *Oschmanns* Argumente eingegangen, lieber mokiert man sich darüber, wie hier die Dinge vorgebracht werden.

Oschmanns Buch hat Gewicht, weil es in seiner Attacke auf den Westen nochmals auflistet, wie sich der Westen den Osten zur Negativfolie gemacht hat in Vermeidung jeder Selbstkritik. „So isser, der Ossi“: Er mosert in Kleingärten und Kantinen herum und wartet, bis ihn vielleicht jemand fragt, woher er kommt. Denn während es in Deutsch-Wokistan als politisch unkorrekt gilt, einen Taxifahrer nach seiner Herkunft zu fragen, weil „die Frage suggeriere, dass die angesprochene Person eigentlich ‚nicht hierher gehöre““, wie *Oschmann* schreibt, hat man erstaunlicherweise weiterhin keine Probleme damit, die Ostdeutschen ständig auf ihre Herkunft zu reduzieren.

Dr. Reimund Mink

Pablo Casals

Pau Casals i Defilló, international auch mit spanischem Vornamen als Pablo Casals bekannt, (* 29. Dezember 1876 in El Vendrell, Katalonien, Spanien; † 22. Oktober 1973 in San Juan de Puerto Rico) wurde vor allem als Cellist weltberühmt, wirkte aber auch als Komponist und Dirigent.

Sein Vater Carles Casals i Ribes (1852–1908) war Organist in El Vendrell. Er lehrte Pau bereits in frühen Kinderjahren Gesang, Klavier, Orgel und Komposition. Seine Mutter Pilar Defilló, eine in Puerto Rico geborene Katalanin, deutete die tiefe Begeisterung des 11-jährigen Pau für das Cello sofort richtig. Sie bestand auch gegen finanzielle Einwände ihres Mannes darauf, Pau zum Erlernen dieses Instrumentes an die Musikschule (Escuela Municipal de Música)

nach Barcelona zu schicken. Pau Casals beschreibt in seiner Autobiographie, wie seine lebenslange Liebe zu dem Instrument Cello bei einem Konzert in El Vendrell entstanden ist: „Der Cellist war Josep García, ein Lehrer an der Musikschule Barcelona ... ein schöner Mann ... Seine Gestalt passte irgendwie zu seinem Instrument. Als ich sein Cello erblickte, war ich fasziniert; noch nie hatte ich so etwas gesehen. Als dann der erste Ton aufklang, war ich vollends überwältigt... Nie zuvor hatte ich solch einen schönen Ton vernommen. Glanz erfüllte mich. ... Von jener Zeit an ... war ich mit diesem Instrument verheiratet. Für den Rest meines Lebens sollte es mir Freund und Lebensgefährtin werden.“



Casals unternahm weltweite Konzertreisen als Cellovirtuose und bildete in den Jahren 1906 bis 1933 mit dem Pianisten *Alfred Cortot* und dem Geiger *Jacques Thibaud* das wohl berühmteste Trio der Musikgeschichte. Besondere Beachtung fand er mit der Interpretation der Suiten für Violoncello solo von *Johann Sebastian Bach*, welche er völlig ungekürzt einer Musikwelt vorstellte, der sie bis dahin so gut wie unbekannt waren. Obwohl es schon vor *Casals* hervorragende Cellisten wie *Julius Klengel* gab, weckte er durch seine zahllosen Konzerte mit seiner Virtuosität und künstlerischen Integrität das Interesse einer breiten Öffentlichkeit und hob das Ansehen des Cellos als Soloinstrument. Nach Ende des spanischen Bürgerkriegs ließ sich *Casals* in Prades in den französischen Pyrenäen nieder und begründete 1950 die dortigen Festspiele.

Casals komponierte geistliche Musik und Orchesterwerke. Sein wohl bekanntestes Werk ist das Oratorium *El Pessebre* (Die Krippe) von 1960. Er übte noch im Alter von 93 Jahren täglich vier bis fünf Stunden Cello. Auf die Frage „Warum?“ hat er einmal geantwortet: „Ich habe den Eindruck, ich mache Fortschritte.“

Casals setzte sich unermüdlich für Frieden, Demokratie und Freiheit ein. Obwohl er in den Jahren des

Franco-Regimes in den spanischen Medien *Pablo Casals* genannt wurde, bestand er immer darauf, *Pau* genannt zu werden; nicht nur, weil dies sein Name auf katalanisch ist, der Sprache, die er stets verteidigte, sondern auch, weil das Wort „Pau“ auf Katalanisch „Frieden“ bedeutet.

Als sich in Russland nach der Oktoberrevolution 1917 ein kommunistisches Regime bildete, beschloss *Casals*, nicht mehr in diesem Land aufzutreten. Bekannt für seine republikanischen Ideale, führte er 1931 anlässlich der Ausrufung der Zweiten Republik in Spanien *Beethovens* Neunte Symphonie in Barcelona auf. Nach der Machtergreifung *Hitlers*, dessen Ziele er verabscheute, wies er 1933 eine Einladung zurück, in Deutschland aufzutreten. Mit Ausbruch des Spanischen Bürgerkriegs stellte er sich öffentlich auf die Seite der Republik. Der Verlauf des Krieges zwang ihn schließlich in das Exil nach Prades in Frankreich. Von dort unterstützte er aktiv spanische Flüchtlinge. Nach dem Sieg *Francos* übersiedelte er nach Puerto Rico, wo seine Mutter als Tochter katalanischer Einwanderer geboren worden war. Er kündigte an, nicht wieder nach Spanien zurückzukehren, bis die Demokratie wiederhergestellt worden sei. In einem weiteren Schritt in seinem Kampf für den Frieden und gegen die Diktatur *Franco*s erklärte er 1945, solange nicht mehr öffentlich aufzutreten, wie die westlichen Demokratien ihre Haltung gegenüber der Franco-Regierung nicht ändern.

Zwischen 1946 und 1950 widmete er sich der Komposition, dem Studium und der Lehre und setzte die Unterstützung spanischer Flüchtlinge im Ausland fort. Erst auf Drängen seines Freundes *Alexander Schneider* trat er 1950 anlässlich der ersten Festspiele in Prades wieder öffentlich auf. Diese waren dem 200. Todestag seines Lieblingskomponisten *Johann Sebastian Bach* gewidmet.

Auf Einladung der Vereinten Nationen führte er am 24. Oktober 1958, dem „Tag der Vereinten Nationen“ in der Vollversammlung ein Konzert auf, das in über 40 Länder übertragen wurde. Dieses Konzert und seine Friedensbotschaft machte *Pau Casals* zu einem Symbol für den Kampf um Frieden und Freiheit in der Welt. Im gleichen Jahr wurde er für den Friedensnobelpreis nominiert.



Das Casals Forum in Kronberg

Anlässlich der Uraufführung seines Oratoriums *El Pessebre* am 19. April 1962 in San Francisco kündigte er an, den Rest seines Lebens dem Einsatz für Menschenwürde, Brüderlichkeit und Frieden zu widmen. Im Jahr 1963 war er erneut Gast bei den Vereinten Nationen, um *El Pessebre* aufzuführen. Präsident *John F. Kennedy* verlieh ihm anschließend die „Freiheitsmedaille“ der USA. 1971 ehrte ihn Generalsekretär *U Thant* in der Vollversammlung der Vereinten Nationen mit der Friedensmedaille. *Pau Casals* führte die von ihm im Auftrag der UNO komponierte Hymne der Vereinten Nationen auf. Das Musikstück wurde daraufhin auch als „Hymne an den Frieden“ bekannt. Anlässlich des Festaktes hielt er seinen Vortrag in Englisch und Katalanisch – zu einem Zeitpunkt, in dem die katalanische Sprache in Spanien verfolgt wurde. Im Anschluss daran interpretierte er das alte katalanische Volkslied *Cant dels Ocells*, welches sich ab diesem Zeitpunkt zu einer Hymne an die Freiheit wandelte. Die Nachricht über die Verleihung der „Friedensmedaille an *Pau Casals*, einem erklärten

Gegner der Franco-Regierung, veröffentlichten nur wenige spanische Medien; und die meisten davon verschwiegen das Bekenntnis zu Katalonien in *Casals* Vortrag und dessen Interpretation des *Cant dels Ocells*.

Nach seinem Tod am 22. Oktober 1973 wurde *Pau Casals* in San Juan de Puerto Rico bestattet. Am 9. November 1979, nach Wiederherstellung der Demokratie in Spanien, wurde sein Leichnam nach *El Vendrell*, seinem Geburtsort überführt. In seinem Geburtshaus befindet sich heute das *Casals-Museum*. Vor dem nach ihm benannten Konzertsaal steht eine Büste *Casals*, geschaffen von *Josep Maria Subirachs*.

Mit dem internationalen Kronberg Festival 2023 ehrt die Kronberg Academy in diesem Herbst den Ausnahmemusiker und Friedenskämpfer *Pau (Pablo) Casals* zu dessen 50. Todestag. Dabei schaut sie auf seine einfache Botschaft: „Zuerst bin ich Mensch, dann bin ich Künstler.“ Seit 30 Jahren lebt die Kronberg Academy mit dieser Überzeugung für die Musik.

Dr. Reimund Mink

EMPFEHLUNGEN FÜR ESCHBORN



HIMMLISCHE ZEITEN

ESCHBORN,
Stadthalle Eschborn

Mittwoch,
27.09.23 20:00
Uhr



**SIR ELTON JOHN ´S
GREATEST HITS**

ESCHBORN,
Bürgerzentrum
Niederhöhnstadt

Donnerstag,
12.10.23 19:00
Uhr



VIEL LÄRM UM NICHTS

ESCHBORN,
Stadthalle Eschborn

Dienstag,
17.10.23 20:00
Uhr



**BRIDGES-
KAMMERORCHESTER**

ESCHBORN,
Stadthalle Eschborn

Sonntag,
29.10.23 19:00
Uhr



FLEDERMAUS À TROIS

ESCHBORN,
Bürgerzentrum
Niederhöhnstadt

Donnerstag,
02.11.23 19:00
Uhr



GUTE GEISTER

ESCHBORN,
Stadthalle Eschborn

Donnerstag,
16.11.23 20:00
Uhr



FIDELIA ENSEMBLE

ESCHBORN,
Stadthalle Eschborn

Sonntag,
19.11.23 19:00
Uhr



**SCHUHE TASCHEN
MÄNNER**

ESCHBORN,
Stadthalle Eschborn

Donnerstag,
30.11.23 20:00
Uhr

EMPFEHLUNGEN FÜR FRANKFURT UND RHEIN-MAIN

Frankfurt am Main

Städel Museum

ITALIEN VOR AUGEN

Noch bis zum 3. September 2023
Frühe Fotografien ewiger Sehnsuchtsorte



Paul Gauguin, *Seid geheimnisvoll*, 1890

HERAUSRAGEND!
Bis zum 17. September 2023

DAS RELIEF VON RODIN BIS PICASSO

Holbein und die Renaissance

2. 11. 2023 – 18. 2. 2024



Schirn



LYONEL FEININGER. RETROSPEKTIVE,
27. OKTOBER 2023 – 18. FEBRUAR 2024

LYONEL FEININGER, GELMERODA, VIII, 1921, ÖL AUF LEINWAND, 100,3 X 80,3 CM, WHITNEY MUSEUM OF AMERICAN ART, NEW YORK; ERWERB 53.38A-B, © VG BILD-KUNST, BONN 2023

Liebieghaus

Maschinenraum der Götter

Wie unsere Zukunft erfunden wurde

Bis zum 21. Januar 2024



Digitale Rekonstruktion des Mechanismus von Antikythera

Die Ausstellung berichtet von der Geschichte der Wissenschaften in den antiken, arabischen und asiatischen Kulturen und ihrem Einfluss auf die Entwicklung der Kunst.

Historisches Museum

Inflation 1923. Krieg, Geld, Trauma

Bis zum 10. September 2023



Archäologisches Museum

Zwischen Römern und Germanen

Auf der Suche nach dem „deutschen Altertum“

Bis 3. Oktober 2023



Kronberg





Der im Jahr 2000 ins Leben gerufene Förderverein Katholische Kirchengemeinde St. Nikolaus e.V. unterstützt mit den Beiträgen die vielfältigen Aufgaben der Pfarrei (insbesondere die Kinder- und Jugendarbeit (Jugendcafé im Bürgerzentrum, Gruppenstunden, Ferienspiele), Seniorenarbeit und die Instandhaltung der Orgel. Er ist Träger der St. Nikolauskonzerte, deren Reinerlöse der Unterhaltung der Orgel dienen.

Beitrittserklärung

Ich möchte Mitglied des

„Förderverein Katholische Kirchengemeinde St. Nikolaus e.V.“

werden und unterstütze ihn mit einem

Jahresbeitrag von € (Mindestbeitrag € 60,-).

Vor- und Zunahme

Straße, PLZ, Ort

Email-Adresse

Unterschrift

Einzugsermächtigung:

Ich ermächtige widerruflich den Förderverein Katholische Kirchengemeinde St. Nikolaus e.V. den Betrag zu Lasten meines Kontos bei der

Bank/Sparkasse

IBAN

durch SEPA-Lastschrift einzuziehen.

Datum, Unterschrift

Ihre Daten werden ausschließlich für Verwaltungsaufgaben des Fördervereins verwendet. Eine Weitergabe an Dritte findet nicht statt.

Vorstand:
Rainer Gutweiler, Vorsitzender
Dr. Reimund Mink, Stellv. Vorsitzender
Andrea Knebel
Ralf Weber

Vereinsregister
Amtsgericht
Frankfurt am Main
VR 11986

Bankverbindungen
Nassauische Sparkasse
DE86 5105 0015 0194 0234 56
Taunussparkasse
DE49 5125 0000 0044 0031 12



Impressum

Das Westerbach-Blatt erscheint vierteljährlich, und zwar jeweils: Anfang Dezember (Winter), März (Frühling), Juni (Sommer) und September (Herbst).

Herausgeber

Förderverein
Katholische Kirchengemeinde
St. Nikolaus e.V. Metzengasse 6
65760 Eschborn – Niederhöhnstadt

Redaktion

Der Vorstand des Fördervereins

Rainer Gutweiler (Vorsitzender)
Dr. Reimund Mink
(Stellvertretender Vorsitzender)
Andrea Knebel (Schatzmeisterin)
Ralf Weber (Schriftführer)

Webseite

Gemeindeteil von St. Nikolaus
www.heilig-geist-am-taunus.de

Dort finden Sie das Westerbach-Blatt auch als PDF-Datei.

E-Mail

foerderverein@nikolausgemeinde.de

Fotos

(wenn nicht anders angegeben)

Reinhard Birkert (S. 12)
Dr. Engemann (S. 10)
Rainer Gutweiler (S. 4, 5, 37-39)
Dr. Reimund Mink (S. 1, 5, 6, 7, 9, 11, 13, 15,
17, 18, 21, 25, 30, 34-36, 40-43, 45)
Reiner Waldschmitt (S. 18, 19, 20, 32)

Wussten Sie, dass der Druck eines Exemplars des Westerbach-Blattes mehr als drei Euro kostet? Wir sind auf Ihre Hilfe und Unterstützung angewiesen. Damit das Westerbach-Blatt auch in Zukunft in gewohnter Qualität und Auflage erscheinen kann, wäre es schön, wenn Sie uns auch weiterhin finanziell unterstützen könnten. Vielen Dank.